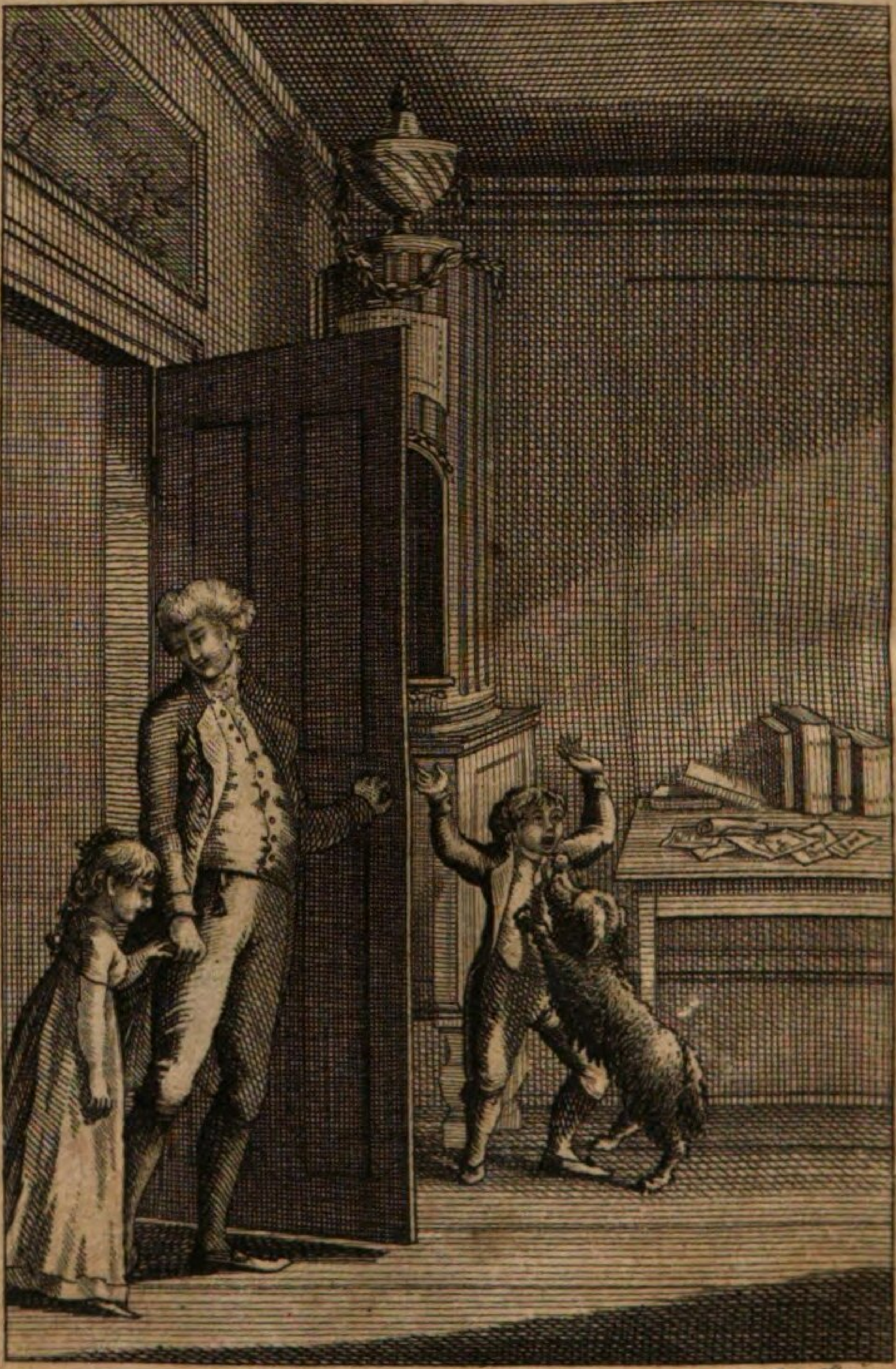
Erste
Bildung der Kinder
für
den geselligen Umgang.

Zweyte Abtheilung.

Leipzig, 1800
Magazin für Litteratur.


gez. u. gest. v. Hoppe.

Meine kleinen Leser!

Die erste Sammlung dieser kleinen Aufsätze, soll von euch mit Liebe und Aufmerksamkeit aufgenommen worden seyn. Ich widme euch diese zweyte mit dem Wunsch, daß ihr sie ebenfalls für euch angenehm und nützlich finden möget.

Glaubt es nur, wer sich die Achtung, die Liebe, die Freundschaft seiner Mitmenschen nicht zu erwerben weiß, dem wird es an den schönsten Freuden des menschlichen Lebens fehlen. Zu spät wird er es einsehen, daß ihm seine übrigen Mitbrüder doch endlich zur Vermehrung seiner Glückseligkeit nöthig sind, so entbehrlich sie ihm auch scheinen mochten. Euch für die Pflichten des geselligen Lebens und Umgangs zu gewinnen, das war der Endzweck dieser wenigen Bogen. Manche dieser Regeln, manche Wahrheiten können nicht oft genug wieder-

hohlt

1.

Sey noch so vornehm, so mußt du dich zur Nachgiebigkeit und artigem Betragen auch gegen die Geringern gewöhnen.

Der fromme Abt Fenelon war der Hofmeister der Prinzen Ludwigs des Vierzehenten, Königs von Frankreich. Mit diesen wurde auch der Herzog von Burgund erzogen, der sich durch sein wildes, ungestümes Wesen auszeichnete. Wer ihm besonders nicht nachgab, den beleidigte er; wer ihm nicht zu Willen war, auf den warf er seinen ganzen Haß. Du bist Prinz, bist mehr als andre Menschen; sie sind deine Sklaven, das mochten ohngefähr die Gedanken seyn, die er sich

in sein Köpfchen gesetzt hatte, und die er zum Maasstab seines Betragens nahm. Oft machte dieses seinem sanften Lehrer die größeste Sorge; und so gelassen er auch war, so wollte seine Gelassenheit beynahe nicht mehr ausreichen. Doch blieb er dabey, und behauptete: auch ein Fürsten-Sohn müße zur Nachgiebigkeit gewöhnt werden.

Endlich zeigte sich eine Gelegenheit, wo er dieses dem jungen Herzoge einleuchtend genug machen wollte.

Ein Tischler arbeitete im Vorzimmer. Oft kam der Herzog und störte den Handwerksmann. Bald ward er diesem durch unnöthige Fragen lästig; bald gerieth er über sein Handwerkszeug, betastete dieses, oder jenes. Kurz dieses Unfugs endlich müde, wendete der Tischlermeister sich an den Abt, und dieser gab ihm den Befehl, den Herzog ohne weitere viele Schonung zu behandeln.

Der Herzog stellte sich wieder ein, und trieb sein Unwesen abermals aufs höchste.

Tischler. Prinz, sie werden wohl so gut seyn, und mich und mein Werkzeug in Ruhe lassen?

Der Herzog. Hör er, das ist nicht wenig impertinent von ihm, mit mir so zu sprechen.

Tischler. Ey was da! In meiner Werkstatt bin ich Herr. Und wenn sie wollen, daß ich sie als einen Herzog behandeln soll, so müssen sie sich darnach aufführen. Solche Unarten, wie sie sich hier betragen, hab ich kaum bey den rohesten Bauerknaben gefunden. Wahrlich, die sind manierlicher, wie sie.

Der junge Herzog sagte darauf weiter nichts, als „daß der Tischler ein erzgrober Mann sey, und daß er sich nicht an seine Grobheiten einstweilen kehren werde. Er werde es schon einem gewissen Jemand sagen, der ihn zur Verantwortung ziehen werde." Und kurz, er trieb seine Unartigkeit aufs neue noch weiter, als vorher.

Tischler (weit hastiger, als vorher.) Nun hab ichs nachgerade ganz satt. Ich will ihnen

rathen, mir auch kein Stück weiter anzugreifen, (und er riß ihm, was er in die Hände genommen hatte, unsanft heraus.)

Der Prinz vergaß sich so sehr, daß er sogar auf den Tischler schimpfte.

Nun wurde der Tischler noch heftiger. „Junger Herr!“ rief er ganz erboßt, „nun machen sie, daß sie aus dem Zimmer kommen; sie haben mich in eine fürchterliche Hitze gebracht. All mein geduldiges Zureden hat nichts fruchten wollen, und wenn's ihnen dann ganz erbärmlich geht, so schreiben sie sich die Schuld allein zu. Denn sehen sie, wenn ich in meine Wuth gerathe, und ganz wild gemacht werde, so sind sie mit Armen und Beinen bey mir nicht sicher.

Der Herzog erschrack bey dieser Aeußerung nicht wenig. In dem größesten Unmuth, und nicht ohne Aengstlichkeit, eilte er zu seinem Hofmeister, und beschwerte sich über den Tischler.

Abt Fenelon. Prinz, der Mann, den sie bey mir anklagen, ist wegen seiner Artigkeit allgemein

mein geliebt; wie sollte er sich bey ihnen nur allein vergessen haben? Ich fürchte, ich fürchte, sie haben es selbst verschuldet, wenn er dasmahl anders, als wie gewöhnlich, handelte.

Der Herzog. Ich wüßte nicht womit? Ists nicht Gnade genug, wenn man sich mit solchen Menschen abgiebt? wenn man sie fragt, ihr Handwerkszeug besieht, und Unterricht verlangt; weil man doch auch dieses oder jenes wissen will, wenn einem auch dergleichen Kenntnisse gerade zu nichts nüzzen sollten.

Abt Fenelon. Ich glaube auch, daß er ihnen mit Artigkeit geantwortet haben wird, fragten sie mit Artigkeit. Aber sie sind immer ungestüm. Er soll um bestimmte Zeit mit seiner Arbeit, die so nöthig ist, fertig seyn. Er kann nicht fertig mit Antworten werden, weil sie ihn mit hundert Fragen belästigen; er versäumt. Bat er sie nicht vielleicht, daß sie ihn jezt verschonen möchten, weil er nicht Zeit habe, und sie wurden dann noch zudringlicher, und dabey zugleich unartiger? Sie störten in seinem Arbeitszeug un-

her. Was er sich hierher gelegt hatte, daß es ihm gleich bey der Hand seyn sollte, legten sie dorthin; er mußte also suchen. Was er sich scharf gemacht hatte, machten sie stumpf. Und der Himmel weiß, was sie alles unternahmen, daß sie seinen Unwillen so heftig reitzten. Sezzen sie sich einmahl an seine Stelle, was sie vielleicht gethan haben würden?

Der Herzog. Dafür bin ich Herzog, und er ist nur ein gemeiner Mann.

Abt Fenelon. Aber er ist ein sehr brauchbarer Mann; wir bedürfen seiner Dienste, da er nicht nur ein fleißiger, sondern auch der geschickteste Tischler ist.

Der Herzog. Ey was! Er soll und muß fort, soll und muß bestraft werden.

Abt Fenelon. Prinz! Ich glaube immer, er verdient mehr Mitleiden, als Strafe. Ist es nicht ein Unglück, daß er nicht Herr über sich, nie sich selbst beherrschen kann? Wahr! er ist ein gemeiner Mann, und sie sind Herzog — Sollten sie, da

sich

sich ihr Stand so weit von dem seinigen entfernt, und zwischen ihnen Beyden ein so mächtiger Unterschied statt findet, sollten sie nicht ihn durch ein edles Betragen zu beschämen, und ihn dadurch gleichsam zur Ehrfurcht zu zwingen suchen, die er ihnen nur alsdann schuldig ist, und die er ihnen auch alsdann nicht verweigern wird.

Der Herzog. Nun das ist doch wahr! Erbärmlich gehen sie mit mir um. Einem armseligen, elenden Tischler geben sie recht.

Abt Fenelon. Weil er recht hat.

Der Herzog. Und mich, mich ohne Genugthuung zu lassen? — O, das ist grausam! Mir, mir nicht gegen einem solchen Menschen Recht zu geben?

Abt Fenelon. Prinz! der Tischler ist ein Mensch und sie sind auch ein Mensch. Auch der Fürst ist und bleibt doch immer nur ein Mensch.

Der Herzog. So? Da bitte ich, schweigen sie; ich müßte gar nicht wissen was ich sey.

 Glau=

Glauben sie nur, daß ich es weiß, und daß ich auch gegentheils weiß, wer sie sind.

Fenelon gieng ganz gleichgültig fort, und lies den jungen Herzog stehen.

Am andern Tage nahm er den Prinzen wieder vor, und sagte zu ihm mit festem, ruhigem Tone, ohne daß er nur die kleinste Aergerniß blikken lies: „Prinz! sie werden sich erinnern, was sie gestern zu mir sagten. Es ist meine Pflicht, sie zu belehren, sie zurecht zu weisen. Mir scheint's, als wenn sie wirklich nicht wüßten, wer ich sey, und wer sie sind. Einige ihrer Bedienten mögen ihnen wohl gesagt haben, sie wären mehr, als ich. Da hat man sie aber schändlich hintergangen, und ihnen Dinge in den Kopf gesetzt, die ihnen, schmeichelten sie ihnen jetzt noch so angenehm, endlich doch einen großen Schaden zufügen könnten. Sie irren sich, wenn sie glauben, das Recht der Geburth bilde nur den großen, vortreflichen Menschen. Was würden sie von einem Menschen denken, der einen Schatz fände, und er wollte das seiner Klugheit, seiner Verdienstlichkeit

lichkeit zuschreiben? Würden sie nicht sagen: „Herr, das ist einfältig von ihnen; den Schatz hätte ein anderer auch finden können, wie sie." Und eben so wenig dürfen sie sich auf ihre Geburth etwas zu Gute thun. Denn fragen sie sich selbst: ob sie irgend etwas dazu beygetragen haben? Antworten sie: ob sie dieses Glück nicht ganz allein Gott zu verdanken haben, der es schon so früh mit ihnen wohlmeynte, und ihnen, ohne daß sie es verdienten, diesen Vorzug schenkte; denn auch bis jetzt haben sie noch weiter kein anderes Verdienst. Die weise und gütige Vorsehung stellt sie daher nur auf die Probe, ob sie es einst würdig seyn, und durch ihre Bildung sich es verdienen wollen, wozu sie sie bestimmte. Vernachläßigen sie das, so kann ihnen der Titel Fürst nichts helfen. Man verlangt mit allem Recht höhere Verdienste von ihnen, als von gemeinern Menschen; haben sie diese nicht, so sind sie und bleiben sie auch als Fürst nur ein gemeiner Mensch. Die Sorge ihrer Bildung ist mir übergeben worden. Hätte man nicht Gründe genug gehabt, hielt man mich des Zutrauens nicht würdig, ihnen die so nöthige Bildung des Geistes ge-

 ben

ben zu können, um einst den Charakter eines Fürsten mit Ehren zu behaupten, sicher würd ich diese Stelle nicht bekleiden. Fragen sie sich nun: ich soll ihnen die Hülfsmittel dazu an die Hand geben; was folgt daraus, als daß sie zur Zeit mein Untergebner sind, und daß ich also schlechterdings mehr seyn muß, als sie. Ich bin mein eigner Herr, und kann und muß von ihnen Gehorsam verlangen. Glauben sie das nicht, so wird sie der König und ihr Herr Vater davon näher unterrichten, wenn sie ihn fragen wollen. Ferner, wenn sie sich etwan schmeicheln, es sey ein groses Glück, eine große Gnade, diese Stelle bey ihnen zu begleiten, so muß ich ihnen auch diesen Irrthum benehmen. Einzig und allein aus Liebe und Achtung gegen ihren Herrn Vater nahm ich den Befehl an, der mehr Bitte, als Befehl war, ihr Lehrer zu seyn. Sie sollen aber auch sehen, mit welcher Gleichgiltigkeit ich diese Stelle wieder niederlegen kann. Kommen sie mit mir zu Sr. Majestät dem König. Ich will ihn bitten, ihnen einen andern Lehrer zu geben. Ich freue mich, das schwere

Ge-

Geschäft der Erziehung, besonders eines solchen jungen Menschen, wie sie sind, sogleich abgeben zu können, und wünsche Jedem zu seinen Bemühungen mehr Glück und mehr Zufriedenheit, als ich von ihnen nicht erwarten konnte und durfte."

Versteinert stand der Prinz da. Reuvoll bat er den Abt um Verzeyhung, bat ihn mit Thränen sogar, ihn nicht zu verlassen.

Der junge Herzog wich nun von seiner Unart mit einemmahl zurück, und änderte sich zu seinem Vortheil. Von nun an war er auch gegen Niedre höflich und artig; blieb auch das, als er größer wurde, und gab allen Großen, die um ihn her waren, ein gutes Beyspiel.

Meine kleinen Leser sollen auch noch aus einem andern Geschichtchen sehen, was für Nutzen es bringt, wenn man gegen Niedere artig und gefällig ist.

Herr von Hobald war ein reicher, reicher Edelmann. Er war Geheimderath noch obendrein und lebte meistentheils in der Residenz; im Sommer aber einige Monate auf seinem großen vortreflichen Ritterguthe. Dieser vornehme Mann hatte drey Kinder; zwey Söhne und eine Tochter. Zehn Jahr war der älteste Sohn alt; die übrigen einige Jahre jünger. Der älteste von ihnen, so hätte man glauben, ja man hätte es sogar von ihm fordern sollen, sollte artiger seyn, wie sein Geschwister. Das war er aber nicht. — Besonders glaubte er, Wunder was er wär, weil seine braven Eltern so vornehme, so angesehene Leute waren. „Die Bauerschlingel!" sagte er, war er im Sommer auf dem Lande, wenn er einen Bauerknaben sah, und wenn er sich ja einmahl zu einem herabließ, und mit ihm redete, so trieb er nur Kurzweil mit ihm, mißhandelte ihn, und wenn man sich das nicht gefallen lassen wollte, so schimpfte er. Grüßten ihn die ländlichen Knaben freundlich, so dankte er ihnen nicht. Ließen sie sich etwan vor dem herrschaftlichen Garten blicken, so prügelte er entweder mit einer Hetzkarbatsche

unter

unter sie, oder warf Steine nach ihnen. Da, wo ein Bauer gesessen hatte, setzte er sich nie anders hin, als wenn er den Platz nicht zuvor unter vielen Nasenrümpfen mit seinem Schnupftuch abgefegt hatte. Wollte ihm der Bauer eine Hand reichen, so zog er sie zurück und sagte: „Was sich auch das Volk nicht Alles heraus nimmt." Kurz, er zeigte gegen alle Verachtung, die nicht Junker und von Adel waren, wie er.

Sein jüngerer Bruder beschämte ihn. „Ich bin ja nur noch ein Kind, sagte er; Kindern ziemt solch ein Betragen nicht." Das gnädiger Junker konnte er gar nicht leiden, so gern es sein Bruder hörete. Er war gern unter den übrigen Bauerkindern, war gefällig gegen sie, liebkosete sie, und spielte mit ihnen fast alle Tage ein Stündchen. War eins oder das andere unartig, da sie das Glück nicht hatten, eine so gute Erziehung zu genießen, wie er, so bat er sie, diese Unart abzulegen, sagte ihnen, wie dieser oder jener Knabe, dieses oder jenes Mädchen gesittet sey, gab selbst ein gutes Beyspiel, und alle, alle

Kinder hatten ihr Vergnügen an ihm, und sahen es ihm an den Augen ab, was er wünschte, und was er wollte. Sein Bruder sah sie hingegen mit Verachtung an, und wie er war, so waren sie wieder. Hätten sie sich nicht aus Achtung für seine Eltern so Manches gefallen lassen, sie würden ihm bisweilen schlimmer mitgespielt haben.

Der Herr Geheimderath von Hobald hatte eines Tags Besuch aus der Stadt von seinen vornehmen Freunden, die ihre Kinder mitgebracht hatten. Es war ein schöner Abend. Die Kinder spielten an einem Teiche; liefen um die Wette; ein Stück des Ufers am Teiche stürzte ein, und mit ihnen die zwey Söhne des Geheimderaths und ein Mädchen, das zum Besuch gekommen war. Der jüngere Hobald hatte das Unglück in das Wasser zu fallen; der ältere aber stack im Schlamm bis beynahe unter die Arme; das Mädchen erhielt sich noch im Gesträuch am Ufer; war aber doch in der Gefahr, tiefer zu sinken.

Töffel, eines armen Tagelöhners Sohn, war im Garten; sah das Unglück, flog herbey, sprang mit

mit Lebensgefahr in den Teich, rettete den jüngern Hobald glücklich, und brachte ihn sanft auf den Rasen nicht weit vom Teich; dann lief er und zog das jammernde Mädchen heraus.

„Mich, mich erst, lieber herzenslieber Töffel! ich komm ums Leben," schrie der ältere Hobald.

Töffel lachte ihn aus, denn er sah, daß er nicht ums Leben kommen konnte, und lies ihn zappeln. „Gnädiger Junker!" rufte ihm Töffel zu: „ich bin ein armer Bauerjunge, den sie immer verachteten. Sie würden sich verunehrt halten, wenn ich meine Hand an sie anlegen wollte. Warten sie nur, bis Jemand Vornehmes kommt."

Die ganze Gesellschaft eilte herbey, als sie von diesem Unglück hörete. Man dankte Töffeln, als ihren Retter. „Aber was seh ich, rufte der Herr Geheimderath. Louis steckt noch im Schlamm —? Töffel, warum ließest du ihn?"

„Gn

„Gnädiger Herr!“ antwortete Töffel: „Ich hab mirs nicht unterstehen wollen, denn der gnädige Junker kann solche arme und geringe Leute nicht ausstehen; es eckelt ihm, wenn er einen sieht, und verachtet uns alle.

Der Geheimderath verstand Töffeln: „Lieber Töffel! sey so gut,“ bat er ihn, „und bringe ihn aus dem Schlamm.“

„Ihnen zu Liebe, gnädiger Herr!“ erwiederte Töffel, „wagt ich mein Leben. Wenn sie also meynen, daß er es leiden wird, so will ichs wohl thun.“

Und Töffel brachte Louis aus dem Schlamm heraus.

Der Geheimderath hatte die ganze Zeit über, als sich an den Teich noch mehrere Personen versammelten, von allen ein gleiches Urtheil über seine Söhne gehört. Den Aeltesten traf allgemeine Verachtung; den Jüngsten liebten Alle. Dieses einstimmige Urtheil nun überzeugte den guten Vater, daß sein Sohn schlechterdings die Schuld

haben

haben müsse, und so wie er überzeugt worden war, überzeugte er auch seine Gemahlin, die den bösen Sohn in Schutz nehmen und vertheidigen wollte.

„Vielleicht,“ sagte sie, „ist Töffels vorheriges Betragen die erste Ursache gewesen; die Bauerkinder, so wie alle Kinder der gemeinen Leute haben gar die Ehrfurcht für unsern Stand nicht mehr, wie ehedem.“

„Das kann gar nicht anders kommen,“ antwortete der Herr Geheimderath. „Betragen wir uns zuvor besser gegen sie, so wird es gar nicht fehlen, sie werden uns Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Haben wir aber nichts besseres und keine gültigern Gründe aufzuzeigen, als daß wir nur von vornehmeren Eltern gebohren sind, als sie; zeigen wir ihnen nicht höhere Geistestalente, und erhabene Tugenden, die jedoch immer noch von der Bescheidenheit begleitet werden müssen, wenn sie uns ihre Herzen zu eigen machen sollen; so müssen wir es uns auch gefallen lassen, daß sie uns ebenfalls nur so, wie wir uns ihnen zeigen, be-

handeln

handeln werden. Sonst, wie die geringern Classen des Volks noch wenig Bildung hatten, ehrten sie uns in ihrer Blindheit; jetzt sind ihnen die Augen geöfnet worden, und sie verlangen von uns mehr, als daß wir vornehm gebohren worden sind, wenn wir von ihnen jene Auszeichnung verlangen wollen, die uns weit über sie erheben und sie uns mit aufrichtigem Herzen unterthänig machen sollen."

„Das kann man schon von ihnen erzwingen," erwiederte die Frau Geheimderäthin. „Wir können sie mit Gefängniß bestrafen; sie noch härter züchtigen; wenn und wie wir wollen."

„Das ist wahr. Aber alle die Gewalt, all die Zwangsmittel, die wir gegen sie haben, können ihnen wohl Furcht, aber nicht Liebe einflößen," sagte der Geheimderath.

„Liebe?" fragte die Geheimderäthin: „Nun, das ist doch wirklich sonderbar. Ob mich gemeine Leute lieben, oder nicht, das gilt mir einerley. Ich fordere Gehorsam."

Der Geheimderath machte sie auf ein Geschichtchen aufmerksam, das ihr nur erst im vorigen Winter begegnet war. Es gab da so viel Schnee, als man seit langer, langer Zeit nicht gesehen hatte. Der Geheimderath war mit seiner Gemahlin auf dem Schlitten gefahren. Jedes saß in einem eigenen Schlitten. Vor dem Dorfe gab es einen Hohlweg. Der Wind und das fortdauernde Schneegestöber hatte diesen aber der Straße so gleich gemacht, daß man ihn nur am hellen Tage bemerken konnte. Jetzt war es schon ziemlich Nacht. Man hatte sich auf den Mondschein verlassen, und deswegen seine Rückkehr verspätigt; allein das Wetter war auf einmahl wieder so stürmisch geworden, und der Himmel so trübe, daß der Mond vor dem dicken Gewölk nicht hervor, und leuchten konnte. Dazu kam das noch, daß die Frau Geheimderäthin beynahe aller Monate einen neuen Kutscher hatte, weil es keiner, wegen ihrer strengen Behandlung, länger aushalten konnte. Dieser neue Kutscher war nun des Wegs noch nicht kundig, und fuhr in den Hohlweg. Der Kutscher des Herrn Geheimderaths war seit langer,

ger, langer Zeit bey ihm. Trotz Wind und Wetter verfehlte er die Bahn nicht, und kam glücklich mit seinem zweyspännigen Schlitten, der Vater hatte seine Söhne und den Hofmeister bey sich, über diese gefährlichen Stellen hinweg. Die Frau Geheimderäthin saß aber in dem Hohlweg, sank immer tiefer und tiefer, ob sie gleich einen leichten Schlitten hatte, und niemand neben ihr saß, als die Französin. Nicht weit von dieser gefährlichen Stelle lag das Hirtenhaus. Der Kutscher machte einen gewaltigen Lärmen. Der Hirt hörte es, und kam mit einer Laterne.

„Kommt uns zu Hilfe, ich bitt euch darum, ehe wir versinken;" rufte die Geheimderäthin.

„Mit dem Versinken hats nun keine Noth, Exzellenz," brummte der Hirt; „aber eines Mannes Sache ist es nur nicht; da müssen ihrer mehr dazu, um sie wieder herauszubringen. Ich will ins Dorf, und Gehülfen hohlen."

Es war nicht weit ins Dorf hinein, und doch dauerte es sehr lange, ehe sich einer von den Bau-

ern

ern sehen lies. Die Witterung wurde immer ungestümer. Heftig und sehr kalt wehete der Wind. Die Geheimderäthin, dieses nicht gewohnt, stand unendlich viel dabey aus. So sehr sie sich vor der Kälte zu verwahren gesucht hatte, so reichte das alles nicht zu, und sie empfand im höchsten Grade die Strenge des Winters.

Wie die Bauern kamen, schrie sie ihnen, äusserst erzürnt zu: „Ihr Kerls, habt ihr nicht mehr Respekt für eure gnädige Herrschaft? Morgen sollt ihr Alle, so viel ihr auch seyn möget, in das Hundeloch gesteckt werden. Ich will es euch zeigen, wie ihr euch benehmen sollt."

Der Hirt entschuldigte sich, daß er es dem Richter hätte melden müssen. Der Richter entschuldigte sich, daß er auf dem Edelhofe, der am Ende des Dorfs lag, dem Amtsverwalter die monatlichen Steuern eingeliefert habe.

Zehn Bauern standen nun mit Hacken und Schaufeln da. Sie arbeiteten, so schien es, als sollten sie auf der Stelle liegen bleiben; und der

Schlitten ward doch nicht herausgebracht. Die Geheimderäthin schimpfte; und die Bauern trösteten, daß es bald besser werden solle. Die Geheimderäthin, halb erfroren, wurde noch ärgerlicher, und die Bauern unwillig. Sie hörten gar nicht weiter auf sie. Einer fluchte, einer lachte; bald wehete der Wind die Lichter der Laternen aus, und sie mußten solche erst wieder anzünden, weil sie sonst nicht sehen, und nicht arbeiten konnten; bald hatte dieser sein Werkzeug, bald jener es im Schnee verlohren. – Kurz, die Geheimderäthin kam aus ihrer peinlichen Lage nicht eher heraus, als die Bauern wollten. Sie selbst hatte viel dabey zu erdulden. Was das Werk, höchstens einer viertheil Stunde seyn konnte, wurde beynahe auf zwey Stunden ausgedehnt. Der Kutscher hätte wohl der ganzen Geschichte ein Ende machen können; allein das Betragen der Geheimderäthin, und der Vorsatz, daß er Gott danken wolle, wenn nur erst der Monat weg sey, daß er ihren Dienst verlassen könne, waren Schuld daran, daß an keine Aenderung eher zu denken war, als die Bauern selbst wollten.

Die Geheimderäthin war äußerst erbittert; sie drang in ihren Gemahl, hier ein Exempel zu statuiren. Der Geheimderath sprach ihr freundlich zu, und behauptete, daß er den Bauern nichts zur Last legen könne. Sie hätten ihre Schuldigkeit gethan. So weit aber reiche seine Gewalt nicht, daß er unmögliche Dinge, als mögliche, von ihnen verlangen könne. Der Kutscher habe selbst gesagt, sie hätten sich in ihrem Schweiße baden können, so angelegen hätten sie sich es seyn lassen. Sie arbeiteten aus Zwang, setzte er hinzu; freylich hätten sie mit Zuneigung und Liebe gearbeitet, so würde es ihnen weit weniger schwer geworden seyn, und die Geheimderäthin hätte nicht so lange in dem Hohlwege stecken, und so gar sehr frieren müssen. Liebe muß durch Gegenliebe erzeugt werden; erzwingen kann man sie nicht; auch kein Gesetz macht verbindlich dazu.

Als der Geheimderath seine Gemahlin an diese Geschichte erinnerte, so fiel ihr das auf, und fand nun das an ihrem Lieblingsöhnchen bestäti-

get, was sie kaum vor einem halben Jahre an sich selbst erfahren hatte.

Schon oft hatte der Geheimderath sehr ernstlich mit seinem Sohne gesprochen; ihm seinen dummen Stolz und seine Verächtlichkeit gegen Geringe verwiesen; aber alles das war ohne — Erfolg geblieben. Von diesem Tage an, wo er sein Leben hätte verlieren können, weil ihm, dem einfältigen, übermüthigen Knaben beynahe niemand zu Hilfe gekommen wäre, bat der Geheimderath den Lehrer dieser Kinder, den Pastor, den Gerichtsverwalter, den Actuarius, daß sie seinen Sohn ganz kalt und so behandeln sollten, als wär er weit geringer, als sie. Er machte ihnen seine Absicht bekannt. Sie verehrten diese, und befolgten seinen Willen.

Das fiel dem Knaben auf. Er klagte es seiner Mutter. Diese sprach mit dem Vater darüber, daß es der Knabe hörete. Der Vater antwortet:

„Es geschieht ihm, was recht und billig ist. Noch ist er ein Kind, hat also noch auf keine bes-

sere

sere Behandlung zu rechnen. Der Abstand, der zwischen ihm und gemeinen Leuten statt finden soll, und nicht findet, ob er sich es gleich einbildet, herrscht zwischen diesen würdigen Männern und ihm wirklich. Sein Betragen gegen Niedere bestimmt sie, und ich wollte das, eben so gegen ihn zu handeln. Wird er klüger und edler handeln, so wird man auch ihn alsdann besser behandeln."

Von nun an besserte er sich zwar; aber es ward ihm herzlich sauer. Nicht selten fiel er in sein voriges Betragen zurück, und dann wurde ihm Gleiches mit Gleichem vergolten; und das so lange, bis man seiner gänzlichen Umänderung versichert seyn konnte.

2.

Man kann sogar überhöflich seyn.

Wer seine Höflichkeitsbezeigungen übertreibt, macht sich entweder lächerlich, oder lästig. Man kann nicht zu höflich seyn, sagt zwar ein allgemeines Sprichwort, und ihr guten, lieben Kinder, werdet nicht wissen, wer von uns beyden, ich, oder das allgemeine Sprichwort, Recht haben soll; aber zerbrecht euch die Köpfe nicht, wir haben alle Beyde Recht.

Das Sprichwort meynt, man könne nicht artig, nicht gefällig, nicht ergeben genug gegen die Menschen seyn; weil man sich solche immer mehr und mehr für sich dadurch einnimmt, und sie sich es dann zum Vergnügen machen, uns das ebenfalls zu seyn, was wir gegen sie waren. Der

gez. u. gest. von Koppe.

Ueberhöfliche ist aber ein ganz andrer Mensch. Wer eine Sache überschreitet, das wißt ihr ja, der fehlt so gut, wie derjenige, der zurückbleibt. Ihr werdet es euch noch zu erinnern wissen, wie wir jüngst nach der Scheibe schossen. Wer in das Schwarze traf, hatte gut geschossen; drüber oder drunter, zu weit rechts, oder zu weit links, beydes war gefehlt. Doch ich will euch ein Geschichtchen erzählen, woraus ihr es ganz deutlich abnehmen könnt, wie das von mir gemeynt ist.

Georg und Fritz, zwey Knaben, die in einer Straße, und gar nicht weit von einander wohneten, wurden von dem alten braven Pachter Gerhard auf sein Guth gebeten, um sich in seinem Garten ein ergötzliches Stündchen zu machen. Sie beyde giengen mit einander hinaus. Ganz durch Zufall gieng Georg unten an. Auf einmahl drängt sich Fritz zurück, und wird ängstlich. Georg weiß nicht, was ihm widerfährt. Fritz ist in der schrecklichsten Verlegenheit, stottert und bittet Georg tausendmahl um Vergebung, daß er es nicht übel nehmen möge, er habe es nicht aus Absicht gethan.

 „Aber

„Aber sagen sie mir nur, was sie wollen?“ fragte Georg.

Und da kam es heraus: er bat aufrichtig tausendmahl um Verzeyhung, daß er obenan gegangen sey.

„Hat denn dieses etwas zu bedeuten? fragte Georg, warum soll ich und nicht sie obenan gehen.“

„O, ich bitte gehorsamst, viel hat das zu bedeuten — sie könnten mir das für eine Grobheit auslegen.“

„Da möchte ich mich zu Tode sinnen, und es würde mir keine Ursache beyfallen.“

„Sie sind zu gütig. Unsere Väter sind zwar beyde Kaufleute; aber der ihrige ist doch Rathsherr.“

„Ah, dahinnaus wollen sie? Ich meyne, da irren sie sich. Auf solche Knaben, wie wir sind, hat der Rang des Vaters keinen Einfluß. Wir sind ja noch Kinder. Bey erwachsenen Leuten ist

das

das wohl Sitte, aber bey uns würde das lächerlich seyn. Mir wenigstens kömmt das so vor."

„Also meynten sie! wenn jetzt ein Bauerknabe sich zu uns gesellte, so wäre das gleichviel, ob wir oben oder unten angiengen?"

„Und glauben sie, daß jemand darauf sehen würde? Kinder sind Kinder, sagt mein Vater. Die Erziehung muß erst etwas aus ihnen machen, und ein Kind weiß nie, was im Alter aus ihm werden kann. Gemeiner Leute Kinder sind oft große vornehme Menschen geworden, und das Kind manches vornehmen Mannes ist schon öfters in einen geringen Stand herabgesunken. Mein Vater hat uns viele, viele solche Geschichtchen erzählt. Und überdieses noch, liebes Männchen! wollen wir ja aufs Land, wo alles so natürlich hergehen soll. Schon daß wir uns einander sie tituliren, klingt in meinen Ohren nicht angenehm."

„Aber wir können uns doch auch nicht du heißen. Ich würde mir das wohl gefallen lassen; aber was würden andere Leute von uns denken?"

„Was könnten sie weiter denken, als daß wir Kinder sind?“

„Gut; ist es ihnen geläufiger, ich will mir es sehr gern gefallen lassen, wenn sie mich du heißen wollen; ich aber kann mich unmöglich bezwingen.“

„Nein, das wäre nun nichts. So mags denn immer beym Alten bleiben.“

Sie kamen an einen Bach, über welchen ein Steg führte. Georg war noch etwas zurück. Fritz blieb stehen.

„Warum gehen sie denn nicht über den Steg; trauen sie nicht, ist er zerbrochen?“ rufte Georg ihm zu.

„Das nicht; aber es würde unartig seyn, wäre ich vorangegangen.“

Jetzt konnte Georg sich des Lachens nicht enthalten. Nein, dachte er bey sich, das geht doch wirklich zu weit, und er beschloß, ihn von seiner Höflichkeitskrankheit zu heilen. „Schlechterdings

kann

kann das nicht angehen, daß ich zuerst über den Steg gehen soll. Sie waren eher da —"

Und Fritz konnte keine andere Ursache, als, daß sich das nicht schicken würde, keine andre Entschuldigung finden, als daß er so etwas nicht annehmen könne. Georg machte nun Complimente über Complimente, weil er ihn zu beschämen hofte; aber Fritz gerieth in immer größere Verlegenheit, blieb und blieb bey seinem: ich bitte gehorsamst, es wird, es kann nicht geschehen; es würde zu unhöflich seyn — Und ich glaube, die Knaben ständen noch da — wenn nicht endlich Georg dem Wettstreit ein Ende gemacht hätte. Sie kamen wieder an einen Rain, der so schmal war, daß ihrer zwey nicht neben einander gehen konnten. Georg machte seinen nehmlichen Versuch; aber er mißlang ihm eben so, wie zuvor. Fritz war nicht zu bekehren. Kein Bitten, keine Vorstellungen halfen; er blieb dabey: er wolle lieber diesen Scherz von ihm erdulden, als die Gesetze der Artigkeit beleidigen. „Ach, wer wüßte," sezte er hinzu: „wenn ich mich von ihnen verfüh-

ren ließ, ob sie mich nicht hinterher doch für unhöflich halten würden, und das würde mir doppelt leid thun.

„Wenn er sich nun gar nicht lenken lassen will, so mag er bleiben, wie er ist; dachte Georg, und ertrug die Langeweile geduldig in dieser Gesellschaft, vor die er sich gehütet haben würde, hätte er ihn zuvor genauer gekannt. Fritz hatte wirklich recht artige Kenntnisse, denn, wenn ihn Georg bisweilen fragte, so antwortete er mit vielem Verstand. Aber gefragt mußte er erst werden. Von sich selbst unterstand er sichs nicht, ein Gespräch anzufangen.

Ihr werdet es euch kaum vorstellen, daß es einen solchen Knaben geben könne. Ich will euch aber die Ursachen davon erklären. Fritz hatte das Glück, es schien wenigstens Glück zu seyn, in dem Hause der Frau Hofräthin A* den größesten Theil seines Tags zuzubringen. Er genoß den Unterricht mit ihrem einzigen Sohne. Um die beyden Knaben war die Hofräthin immer her, beobach-

tete sie beyde genau. Ihr Sohn war — einige Monate älter, als Fritz, und war nur das Kind eines Kaufmanns. Sie stand in dem Wahn, nur die höhern Stände könnten feinere Sitten haben, und zwängte die beyden Knaben in ein fürchterliches Joch. Alles mußte an ihnen wie an einem Dräthchen gehen. Fritz mußte es fühlen, daß er von geringerem Stande war, und er gewöhnte sich so nach und nach daran, daß ihm dieses erzdelikate Betragen gleichsam zur zweyten Natur wurde. Andere Knaben pflegen freylich, kommen sie nur einigermasen in die Freyheit, sich dieser Fesseln zu entledigen; aber Fritz fühlte sich gleichsam auf immer in sie geschmiedet. Wie er in dem Hause der Hofräthin sich benahm, so benahm er sich auch bey ihrem Gärtner. Diese Art Höflichkeit mißfiel ihr zwar bisweilen; sie suchte ihm das Steife abzugewöhnen; aber vergebens. Er bekam manchen Verweiß, wenn er den Cammerdiener, den Gärtner, den Pächter, den Bauer, den Drescher, einen wie den Andern und ihren Sohn ebenfalls S i e nennete; aber er wurde wie ein gestrichenes Blut, und stotterte, sobald er jemanden, moch-

te es auch seyn, wer da wollte, du, er, oder gar ihr heißen sollte.

Das war nun, wie ihr das leicht einsehen werdet, höchst schlimm für ihn. Denn die wahre Höflichkeit, das wahre artige Wesen bestehet ja nicht blos in Complimenten, besonders, wenn man sie wie ein Sprüchelchen auswendig gelernt hat, und herbetet, ohne zu beobachten, vor wem man stehet, und in wessen Gesellschaft man ist. Eben so ist es mit unsern Gebehrden und körperlichen Stellungen. Bey solchen Personen kann man sich des Lachens unmöglich erwehren, wenn man sich nicht gar ärgern muß, da sie einem so geschwind lästig, und ich möchte bald sagen, so eckelhaft werden.

Doch nun zu unserm Fritz zurück, den wir indessen unter Wegs gelassen haben.

Georg war nun mit seinem überhöflichen Begleiter bis in des alten Gerhards Guth gekommen.

Ger=

Gerhards Frau war auf ihren Wiesen gewesen, und man führte so eben, als die beyden jungen Herren in den Bauerhof eingetreten waren, ein Fuder Heu ein. Frau Gerhard, so alt wie sie war, so flink war sie noch in ihren wirthschaftlichen Verrichtungen. Sie schritt neben dem Wagen voll Heu so rasch daher, als das jüngste Mädchen. Schon war Georg im Begriff auf Gerhards Wohnung loszugehen, als Fritz die Frau Gerhard von weitem sieht, und nach ihr hineilet. Dem Frauenzimmer muß man allemal die Ehre zuerst geben, so war ihm das gelehrt worden, aber man hatte nicht hinzugesetzt, oder er hatte es vergessen, daß man erst beobachten müsse, ob man zur gelegnen Zeit komme, und daß man mit seinen Complimenten nicht hinderlich werde; auch das dabey nicht hintansetze, was schicklich sey.

Meine Leser! ihr werdet nun denken, Fritz wird hin zur Frau Gerhard gehen, wird sich allenfalls vor ihr verbeugen, aber nicht mit einem schulmäßigen Compliment, wie es der Tanzmeister lehrt, sondern es wird blos nur in einem freund-

lichen Gruß bestehen, er wird ihr seine Hand reichen, und wird mit kurzen Worten sagen, daß er von dem Anerbieten heute schon Gebrauch gemacht habe, sie besuchen zu dürfen. Er bedaure nur, daß er gerade einen Tag getroffen habe, wo sie vielleicht viel zu thun hätten. Sie solle sich aber von nichts abhalten lassen, er werde sich im Garten mit Georgen, der mit ihm gekommen sey, die Zeit vertreiben. Auch wird er, da Frau Gerhard das Fuder Heu selbst mit abladen helfen soll, hier nicht lange vor ihr stehen bleiben, weil sie doch wohl auch stehen bleiben und sich versäumen könnte; sondern er wird neben ihr an den Wagen hergehen — Aber Kinder, ihr werdet Fritzen ganz anders sehen. Er macht vor Frau Gerhard einen tiefen, tiefen Reverenz, gar nicht viel anders, als er ihn vor der Hofräthin zu machen pflegte und ergreift dann ihre Hand, ist schnell wie ein Pfeil damit an seinen Mund, und küßt sie, wie er sie den Damen in der Stadt küssen muß.

Die alte gute Frau wird über das Unschickliche in Fritzens Betragen erzürnt, reißt die

Hand

Hand hastig zurück, und liest ihm ziemlich derb den Text. „Glaubt er denn, junger Mensch, daß wir uns hier auf dem Dorfe foppen lassen; glaubt er, daß wir ihn deswegen zu uns gebeten haben? Wollt ich doch, daß ich etwas anders an der Hand gehabt hätte, damit es ihm auf Zeitlebens vergangen wäre, je wieder die Hand einer Bauersfrau zu küssen. Da steht er da, und stottert eine Menge einfältiges Zeug; hätte er dafür lieber etwas reden lernen, das Menschenverstand hätte. Wir drücken uns rund und ganz kurz aus, haben wir uns etwas zu sagen, denn unsre Zeit ist edel; können also nicht hunderterley Worte brauchen, wo wir mit zehn oder zwölfen wegkommen können. Und das will ich mir von ihm ausbitten, daß er mir die Frazzen unterwegs läßt, wenn er bey uns hausen bleiben will; oder sucht er hier seine Narren, so findet er sie gewiß nicht, wenigstens die Sorte nicht, wovon er einer seyn mag."

Und, Kinder! wie stand Fritz da! Wenn er aus den Wolken gefallen wäre, sein Erstaunen hätte

te nicht grösser seyn können. Er, der sich einbildete, wie schön er seine Sachen gemacht habe, muß da einen so sonderbaren Verweis anhören, muß wirklich sehen, daß sich die Frau Gerhard über seine Artigkeit, über seine Höflichkeit ärgert. Es war noch gut, daß Fritz weder stolz, eingebildet, noch naseweis war, was so viele vornehme Kinder seyn sollen; er würde dann vielleicht noch mehr beleidigt, würde entweder höhnisch gelacht, oder ganz unverschämt es herausgebracht haben, daß die Frau Gerhard ein einfältiges Weib sey, und daß wohl Bauer bleibe, was einmahl zum Bauer geschlagen wäre. Und hätte er das gethan, hätte er es so, wie jüngst ein *) junger Edelmann gemacht, so würde ihn Frau Gerhard beym Ermel genommen, und zur Thüre hinausgeführt haben. Aber Fritz gab nach, bat die Frau Gerhard, daß sie nicht auf ihn zürnen solle, daß er recht höflich habe

*) Das Geschichtchen von diesem naseweisen jungen Menschen werden meine kleinen Leser in einem der folgenden Abschnitte finden.

be seyn wollen, und daß er gar nicht wisse, wie er es machen solle, wenn er jemanden foppen wollte.

Frau Gerhard sah ihn mit unverwandtem Auge ins Gesicht; ob das auch alles so sey, als wie er sage. Und da sie dieses wirklich in seinem Auge fand, so sagte sie zu ihm: „Wissen sie was, folgen sie mir, und sehen sie hübsch, wen sie vor sich haben. Sind sie in der Stadt, so behandeln sie die Damen, wie man dort vornehme Leute behandelt; sind sie aber auf dem Dorfe, so behandeln sie uns nur, wie es uns zukömmt. Denn seh er nur, würde er nicht lachen, wenn ich einen hübschen, festen, landtuchnen Rock hätte, und ich wollte den Rock sticken und mit Gold besezzen lassen?"

Nur dieses Gleichniß lehrte es erst den jungen Menschen, daß er einsah, wo er gefehlt habe.

„Es mag drum seyn, sagte Frau Gerhard; ich sehe doch, daß er nicht bösartig ist, und ein gutes Herz hat. Jetzt will ich aber machen, daß das Heu unter Dach und Fach kömmt. Geh er

indessen

indessen zu meinem Mann. Wenn wir fertig sind, so komme ich nach."

Kinder! laßt uns nun sehen, wie sich Georg mit dem alten Vater Gerhard befindet. Freundlich geht er sogleich auf die Wirthschaftsstube zu. Der alte Gerhard kömmt ihm entgegen. Freundlich nimmt Georg seinen Hut herab, reicht seine rechte Hand an Gerhard. Bescheiden drückte er diese. „Nun Vater! da bin ich, spricht er. Ich habe mir seine Erlaubniß zu Nutze gemacht. Wenn er aber irgend etwa nothwendig zu thun hat, so will ich ihn nicht stören, und ich bitte, mir es ohne Complimente zu sagen."

Das hübsche freye Wesen, das dabey jedoch immer recht artig war, nahm den alten Gerhard ein, und er freute sich, daß er ihn besuche. Nehmen sie uns nur, wie sie uns finden, setzte er hinzu. Freylich hat der Landmann in der Woche Geschäfte, und sie werden es nicht übel nehmen, wenn ich sie bisweilen allein lassen muß. Ich will sie indessen schon anweisen, wo und wie sie sich bequem einen Zeitvertreib machen können.

Nun

Nun kam Fritz. Der Verweiß der Frau Gerhard hätte ihn wizziger machen, und er hätte sich gegen Vater Gerhard ganz anders benehmen sollen; allein sein Betragen war ihm schon gleichsam zur zweyten Natur geworden. Das Händeküssen lies er zwar hinweg; aber dagegen ängstigte er den geraden, alten, nicht wortverschwenderischen Landmann mit einem Schwall von Complimenten, daß dieser wirklich in Verlegenheit gerieth. „Schon gut, schon gut!" sagte Gerhard und glaubte dadurch den höflichen Schwäzzer abzubringen; allein das Räderwerk war einmahl im Gange, und blieb nicht eher stehen, bis es ganz abgelaufen war. Und dabey machte er so tiefe Verbeugungen, daß es dem alten Gerhard leid war, wie er selbst hinterher gestand, er möchte noch auf die Erde hinstürzen. Gerhard erwiederte diese grosen weitläuftigen Reden mit einem ganz kurzen: „Es ist mir lieb, daß sie mich besuchen, nehmen sie vorlieb, wie sie uns finden, und vergessen sies nur nicht, daß sie hier auf dem Lande sind, wo wir zwar höflich, aber ohne viele Complimente zu seyn pflegen.

Georg gieng in den Hof hin, und fand die Frau Gerhard mit dem Abladen des Heus beschäftiget. Er zog seinen Hut ab, verneigte sich. „Ihr Diener, liebe Frau Gerhard. Lasse sie sich nicht stören.“

„Es hat nichts zu sagen, antwortete sie höflich, ich werde bald fertig seyn. Seyn sie uns indessen schön willkommen.“

Georg. Das ist schönes Heu; so viel ich davon verstehe.

Frau Gerhard. Das ist es auch, und wir sind froh, daß wir es so gut hereingebracht haben. Heute früh dachten wir es nicht, denn es schien einen Regentag zu geben.

„Das Abladen scheint eine schwerere Arbeit zu seyn.“

„Du lieber Gott, welche unsrer Arbeiten wäre denn leicht! Doch die Gewohnheit thut alles.“

Georg blieb von fern stehen, doch konnte er alles beobachten. Er wußte das noch aus seinen

jüngern Jahren, wie unangenehm das einem Jeden sey, wenn man ihm, hat er etwas Nothwendiges zu thun, alle Augenblicke in den Weg tritt.

Endlich war die Arbeit geschehen. „Nun ist für heute mein Tagewerk vollbracht," sagte sie, „und nun seyn sie mir zum zweytenmahl recht schön willkommen. Sie haben noch einen jungen Menschen mitgebracht?"

„Vater Gerhard hat ihn ebenfalls gebeten; wir begegneten einander unterwegs."

„Das ist ein sonderbarer junger Mensch. Bald wär ich recht böse auf ihn geworden. Bedenken sie, kömmt auf mich los, und küßt mir, mir küßt er die Hand. Es kam mir vor, als wollte mich der junge Mensch zum Besten haben. Ich lies ihn hart an, denn wenn wir gleich Bauersleute seyn, so verlangen wir was uns gehört, nicht weniger, und nicht mehr. Da gerieth das junge Herrchen in eine ganz erbärmliche Verlegenheit,

genheit, und ich sah nun wohl, daß er es nicht so böse gemeynt habe, wie es geschienen; daß es nur Unverstand gewesen."

Georg erzählte ihr, wie er sich gegen ihn unterwegs betragen habe; erklärte ihr das, wo das alles herrühre, und bat, daß sie darauf Rücksicht nehmen möchte.

„Ja, ja," sagte sie: „ich glaube es wohl; daß man, wenn man gar zu höflich seyn will, die Sache endlich übertreibt, und dabey eben so gut anstoßen kann, als wenn man grob ist. Wie gesagt, wenn man einem mehr gewährt, als ihm zukömmt, so denkt man: der Mensch führt wohl ganz etwas anders im Schilde, er sieht uns entweder für zu dumm an, und denkt, dadurch unsere schwache Seite gefaßt zu haben, um uns zu seinem Vortheil benutzen zu können; oder er will sich mit uns einen Spaß machen. Sonst entziehen uns die Vornehmern lieber etwas, als daß sie uns zu viel geben sollten; aber freylich, freylich, ist das nur ein Kind. Je nun, wer weiß, wird er einst größer seyn, ob er noch so denken wird."

Sie

Sie kamen in die Stube zurück, und fanden Fritz, wie ein Püppchen im Drath auf dem Stuhle sitzen; vor langer Weile war er — eingeschlafen. Fritz hatte sogar noch seinen Huth unterm Arme. Frau Gerhard lächelte, und meynte, daß sie doch nicht geglaubt hätte, daß man auch selbst im Schlafe noch so überhöflich seyn könne. Sehn sie nur, wie er seinen Hut so fest hält.

Vater Gerhard kam dazu. „Wie? das Herrchen ist gar eingeschlafen? Ich bat ihn doch, er solle sich in unserm Baumgarten umsehen. Freylich er wird das Alles in der Stadt besser haben, denn der Garten der Frau Hofräthin ist gar vortreflich. Indessen wenn man auf dem Lande ist, muß man vorlieb nehmen, oder lieber in der Stadt bleiben."

Georg entschuldigte Fritzen; und wendete dagegen ein, Fritz werde sich es nicht unterstanden haben, in den Garten allein zu gehen.

„Und mit ihm gehen konnt ich wahrlich nicht, denn ich mußte in meiner Wirthschaft zugegen seyn."

Georg. Da hat er nun vielleicht auf ihre Rückkunft gewartet, und ist endlich darüber eingeschlafen.

„Gut, so wollen wir ihn wecken, und nunmehr in den Garten gehen."

Das geschah. Man weckte ihn. Die Aengstlichkeit, mit welcher Fritz vom Stuhl aufsprang, die Verlegenheit über seine Unart, daß er an einem fremden Ort geschlafen habe, gab beynahe etwas zu lachen. Und die vielen Worte, die er machte!

„Es ist ja gut, es ist ja tausend gut," sagte der alte Gerhard. „Machen sie, kommen sie, wir wollen in den Garten gehen. Warum giengen sie denn nicht, wie ich es ihnen sagte."

Hatte Fritz zuvor Complimente gemacht, so machte er ihrer jetzt noch mehr. Vater Gerhard hörte es aber nicht aus, gieng voran: Georg und Frau Gerhard folgten ihm, und wie wohl war es Fritzen, daß er nicht in die Verlegenheit kam, obenan gehen zu müssen.

Im Garten pflückte der alte Gerhard verschiedene Blumen. Einige reichte er Georgen, der sie mit vieler Freude annahm, und herzlich dankte. Einige wollte er Fritzen geben. Der machte aber tausend Umstände; bat dringend, daß er sich doch dieser schönen Blumen nicht berauben möchte; daß es schade wäre, daß sie in seinen Händen verwelken sollten.

„Du lieber Gott!" sagte Gerhard etwas unwillig, „wie sie einen doch mit ihren Complimenten martern können! Wollt ich ihnen diese Blumen nicht geben, so böt ich sie ihnen nicht an. Und ob sie endlich am Stock oder in ihrer Hand verwelken, das wird wohl einerley seyn."

Mit Mühe und Noth nahm er die Blumen.

Wie man sich einige Zeit in dem Garten vergnügt hatte, so bat Vater Gerhard Beyde zu einem häuslichen Abendbrod. Es bestand in einer treflichen frischen Milch.

„Das soll uns treflich schmecken!“ sagte Georg. Vater Gerhard antwortete freundlich: „das soll mir lieb seyn. Lassen sie uns aus der Schüssel langen. Frische Milch schmeckt besser aus der Schüssel, als vom Teller.“

„Ja Vater Gerhard, das glaube ich selbst.“

„Nun so langen sie zu;“ forderte Vater Gerhard sie zum zweytenmahl auf.“

Und Georg fand es für unnöthig, sich das zum drittenmahle heißen zu lassen. Er langte zu, und es schmeckte treflich. Und da Fritz noch nicht zulangte, so kümmerte Gerhard sich nicht darum; that, als wenn er es gar nicht gewahr würde. Endlich aber, da die Milch ausgegessen war, stutzte er, und sagte: „Je der Tausend! Wir haben bald ausgegessen, und sie haben noch nicht einmahl angefangen? — Ja, wer sich bey uns nicht dazu hält, der ziehet den Kürzern. Wir bitten einmahl, und nicht wieder. Haben sie nun geglaubt, wir würden mehreremahle bitten, so haben

ben sie sich entsetzlich betrogen; denn entweder wir geben's gerne, oder wir geben gar nichts. Wer mir etwas anbietet, und mir beliebt es, so thue ich Bescheid, und da mag ich nun beym Geheimdenrath oder bey meinem Nachbar zu Gaste seyn. Gesetzt nun, wir hätten keine Milch mehr, junger Herr! da müßten sie sich nun wahrlich lediglich an Butter und Brod halten. Sehen sie, wie sich Mosje George benimmt, so ist's recht. Allenfalls möchts dann noch hingehen, wenn sie unter sehr, sehr vornehmen Leuten wären, und alle machten es so; aber sie müssen es nicht vergessen, wo und bey wem sie sind. Auch die ganz vornehmen Leute sollen gar keine Freunde mehr von vielen Complimenten seyn, weil sie es gemerkt haben, daß nichts dabey herauskömmt, und es aussieht, als wenn man so wenig Verstand hätte, daß man auf kleine unbedeutende Dinge einen Werth setze, als wenn es Wunder was Großes wäre."

Frau Gerhard gieng, und füllte die Schüssel wieder mit frischer Milch an. Fritz hatte Hun-

ger — und doch hatte ihn seine lächerliche Complimentirsucht zurückgehalten, um das Bedürfniß der Natur zu befriedigen. Jetzt machte er ernstlich Anstalt, sich satt zu essen.

Vater Gerhard lächelte, und sagte: „Wenn sie einmahl wieder zu mir kommen, so warten sie ja nicht, bis ich sie zum drittenmahle nöthige. Denn warlich das geschieht nicht wieder, und sollten sie verhungern."

Jetzt kam der kleine Franz, des Jägers Sohn, herbeygesprungen. Ein ungezogener, grober Knabe! „Ich muß auch mit essen," sagte er, setzte sich auf den leeren Stuhl der Frau Gerhard, die aufgestanden war, langte den Löffel, und fuhr in die Schüssel.

„Hehe! du grober Junge," rief Gerhard, und nahm ihm den Löffel aus der Hand. Nun erst legte sich der kleine Franz auf das Bitten. Georg aß noch. Es war nur wenig mehr in der Schüssel. Da er aber hörte, daß Vater Gerhard ihm

ihm erlaubte, nun mit essen zu dürfen, so legte Georg seinen Löffel nieder und hörte auf zu essen.

„Nicht doch, nicht doch," sagte der alte gute Mann; „Franz bekömmt nachher erst. Lassen sie sichs schmecken. Es macht mir Freude, daß sie mit so vieler Artigkeit und ohn alle Umstände mit uns vorlieb nehmen. Nach dem kleinen Burschen haben sie sich nicht zu richten; der muß erst gezogen werden. Seine Eltern lassen ihm zu vielen Willen. Weil sein Vater ein Jäger ist, so dünkt er sich freylich vornehmer, wie die übrigen Bauern im Dorfe, und man giebt seinem ungezogenen Kinde mehr nach, als man eigentlich nicht sollte. Das aber ist bey mir der Fall nicht. Grobheit ist bey mir in den Tod verhaßt. Ein grober Mensch wird von mir verachtet, und wenn es noch so unbedeutend und noch so klein ist. Was er von mir verlangt, und er verlangts mit Unbescheidenheit, so bekömmt ers nicht von mir. Sehen sie, lieber Georg! wer so sich beträgt, wie sie, der ist mir angenehm. Sie sind höflich, artig, über-

treiben es auf keiner Seite durch das Zuviel oder Zuwenig. Kommen sie, wenn sie wollen, so sollen sie uns angenehm seyn."

Endlich kam die Stunde des Abschieds. Fritzen waren die letzten Bemerkungen Gerhards nicht umsonst gesagt gewesen. Jetzt wollte er sich, als er sich für das Gute bedankte, das er genossen hatte, etwas natürlicher ausdrücken, und nun wurde er ängstlich, und beynahe aus lauter lieber Aengstlichkeit albern. Beynahe kleidete ihn nun das complimentirliche Wesen, so er einmahl gewohnt war, besser, und Vater Gerhard mußte einigemahl beynahe überlaut lachen. –

Als Fritz und George mit einander nach Hause kehreten, so war Fritz nicht etwann unwillig, oder schimpfte auf die Landleute als auf Menschen, die keine Lebensart verstünden. Er fühlte, daß Gerhard nicht unrecht hatte, und setzte hinzu, daß er es nur gar nicht wegkriegen könne, wie man dergleichen Leute behandeln müsse.

„Lieber Freund! die erste Regel für eine wahre, angenehme, gefällige Höflichkeit ist, daß man sich um das Schickliche bekümmere. Jede Classe von Menschen, ja beynahe jeder Charakter erfordert eine eigne Höflichkeit, wenn sie gefallen soll. Etwas mehr kann man vielen Personen geben, als ihnen eigentlich zukömmt; denn das thut ihnen wohl, schmeichelt ihnen. Aber, wenn sie nicht ganz einfältig sind, so darf man es doch nicht übertreiben; sonst macht man sie unwillig, und sie lohnen dann unsere Güte mit Verachtung, und geben uns Grobheiten dafür. Gesetzt, unsere Hofschneiderin läßt sich gern Madam tituliren. Du lieber Gott! Wer wird jetzt nicht alles Madam geheißen! Warum sollte ich sie nicht so nennen, da sie sich schämt, Frau Meisterin zu heißen. Aber einer guten alten Bauernfrau der küß ich nie die Hände."

„Das werde ich in meinem Leben auch nicht wieder thun," sagte Fritz. „Ich dachte, wie gut ich meine Sachen gemacht hätte, und wie fuhr sie mir auf den Hals."

„Wollten sie nur, lieber Fritz, um sich bersehen, wie sich Leute von verschiedenen Ständen und Alter zu behandeln pflegen, so würden sie gewiß bald ihr Gefühl für das Schickliche ausbilden. Wären sie noch so höflich, und sie handeln unschicklich dabey, nähmen auf das Herkommen, und die hergebrachte Gewohnheit keine Rücksicht, so würde man sie bald bedauern, bald über sie lachen müssen. Daß man ihnen aber eine Anweisung sollte geben können, wie sie jede Person zu behandeln hätten, und daß sie das gleichsam, wie eine ihrer andern Lectionen auswendig lernen könnten, das ist eine Unmöglichkeit. Dieses muß man einzig aus der Uebung lernen, und sich dabey allgemein geliebte Menschen zum Muster nehmen. Bey der Wahl dieser Muster aber müssen sie nicht auf den Beyfall der Gecken rechnen, sondern nur das nachahmen, was den Verständigen gefällt. —"

Fritz fand, daß Georg Recht hatte, und befolgte seinen guten Rath.

3.

Auch gegen die Bedienten des Hauses müssen Kinder artig seyn.

Herr von Bernau hatte zwey Söhne, deren Charakter aber sehr verschieden war. Leopold war sanft, gutmüthig; und diese Tugenden, die die Kinder besonders gut kleiden, machten dem Knaben viel Freunde. Alle Bediente im Hause waren ihm sehr ergeben, und sahen es ihm fast an den Augen an, wo und wie sie ihm etwas zu Liebe thun konnten.

Nicht so war es mit Gustav. Dieser kleine Mensch that sehr befehlshaberisch, war grob gegen das Gesinde, schimpfte und schmähete,

wenn ihm nicht gleich alles zu Willen geschah. Johann, der älteste Bediente des Hauses, hatte alles angewendet, ihn durch mancherley freundschaftliche Vorstellungen und Bitten zu bessern, und ihm diese Ungezogenheit abzugewöhnen. Aber da halfen keine Vorstellungen, sogar die Drohungen nicht, daß er es seinem Vater sagen werde, und dann würden gewisse Verdrüßlichkeiten unvermeidlich seyn.

„Geh immer hin, du alter dummer Kerl, mein Vater wird dich gewiß mit einer langen Nase heimschicken.“

„Das wird er gewiß nicht, junger dummer Mensch.“

„Wie, du nennst mich du?“

„So lang du mich du nennst, nenne ich dich nicht anders.“

„Warte, das soll dir schön bekommen! Das will ich meinem Vater sagen, und heute mußt du noch aus dem Hause.“

„Wenn

„Wenn du das willst, Bürschchen, so geschiehts gewiß nicht.“

„Wie, mich ein Bürschchen zu heißen?“

„Wie es in den Wald hinein schallt, schallts wieder heraus.“

„Hätt ich nur meinen Stock da, ich wollte dirs weisen, wie du mit mir umgehen solltest.“

„Und siehst du, Bursche! wirst du nicht bald artiger werden, und dich höflicherer Ausdrücke bedienen, so nehm ich dich und spanne dich in den pohlnischen Bock, daß du all dein Lebtage an mich gedenken sollst.“

„Nun, das ist zum rasend werden.“

„Nun, warum gehst du nicht zum Vater? geh, sag ihm alles, und wir wollen dann hören, was er dazu sagen wird.“

„Wie mein Rock aussieht. In acht Tagen ist er nicht ausgeklopft worden.“

„Wer heißt dirs, daß du dich an allen Wänden herumfielst! Dein Rock ist eben zu der Zeit von mir ausgeklopft worden, wie der deines Bruders. Betrachte den und den deinigen. Da irrst du dich, wenn du glaubst, ich müßte deiner Unreinlichkeit halber deinen Rock so oft rein machen, als du ihn beschmutztest. Statt ihn auszuklopfen, will ich ihn deinem Vater zeigen, und dann weißt du wohl, was erfolgen kann.

„(Reicht ihm seine Schuhe hin.) Hier, die Schleife ist aufgegangen, knüpfe sie mir wieder zu."

„Dein Buckel ist jünger, wie der meine; bücke dich, und binde dir die Schleife selbst."

„Das kann ich nicht."

„Schande genug. Bist acht Jahr alt, und weißt noch keine Schleife zu knüpfen? Das kann der einfältigste, niedrigste Knabe, den du über die Achsel ansiehst.

„Für was bist du bey uns?"

„Ich bin nicht bey dir; ich diene deinen lieben, artigen Eltern, deinem allerliebsten Bruder, und für diese lauf ich durchs Feuer. Aber ehe ich dir das thun wollte, lieber wollte ich verhungern. Leopold ist aber auch ein ganz anderer, artiger, lieber junger Herr, als du."

„Kerl, laß dein vermaledeytes du, oder —"

„Nun was oder? Siehst du, du mußt schweigen —"

„Warum nennst du meinen Bruder junger Herr, und mich nicht?"

„Weil der artig ist und höflich mit mir umgeht. Du aber, so lange du so bleibst, wie du allerweile bist, bist ein einfältiger, dummer, grober Junge."

„Und doch befehl ich dir."

„Wer dir aber gehorchen wird? Ich ganz gewiß nicht; da gebe ich dir mein Ehrenwort."

„Wer giebt dir Lohn und Brod?"

„Du nicht; denn du kannst dir noch keinen Dreyer verdienen, und müßtest wahrlich verhungern, bekämst du nicht von deinen Eltern zu essen und zu trinken; geschweige daß du andern Lohn und Brod geben könntest."

„Ich brauche nichts zu verdienen, denn ich bin reich genug."

„Du reich genug? Kein Groschen, kein Heller ist dein. Alles hat dein Vater, du nichts. Und ich traue es ihm zu, daß er dir, wenn du nicht vernünftiger wirst, auch keinen Kreuzer von seinem Vermögen geben wird. Da ist es mit mir ein ganz andres Ding. Wenn mirs nicht ansteht, geh ich von hier, und verdiene mir mein Brod überall so gut, wie hier. Da irrst du dich gewaltig, wenn du denkst, ich m ü s s e mich von dir mißhandeln lassen."

„Aber warum bandest du mir gestern in der Gegenwart meiner Eltern die Schleife? nicht wahr, weil du mußtest, weil du dich fürchtetest?"

„Mit nichten, junger Mensch. Weil du da artiger warst, nicht befahlst, sondern batest. Dein Bruder bat mich heute früh, ihn auf meinem Rücken durch unsern Schloßgraben zu tragen, weil er jenseits eine schöne Blume stehen sah, die ihm merkwürdig war, und die er gern haben wollte. Anders war keine Möglichkeit, ihm diese Blume zu schaffen. Ich pack ihn auf meinen Rücken, zieh mir Schuh und Strümpfe aus, wade mit ihm glücklich durch, und die Blume war sein."

„Das ist was anders. In solchen Fällen würde ich dich auch gebeten haben."

„Ah, siehe da, du bist gar nicht dumm. Aber glaubst du denn, daß man sichs nicht merkt, wie eins sonst zu handeln pflegt? Bist du immer grob, und es fällt dir einmahl ein, höflich zu seyn, weil du mich nöthig hast, glaubst du denn, daß ich auf diese einzige höfliche Bitte achten würde? Gehorsamer Diener, da kennst du uns noch nicht. Wer nicht beständig höflich ist, und ists nur zu

manc-

manchen Zeiten, der ist es so gut, wie gar nicht. Und darnach nimmt man seine Maasregeln."

„(Strampelt mit Händen und Füßen.) Und kurz und gut, du mußt gehorchen, was ich dir befehle."

„Und kurz und gut, du hast mir nichts zu befehlen. Und eh ich dir gehorchen möchte, wollte ich lieber aus dem Hause gehen."

„Und gleich befehl ich dir, mir die Schleife zuzubinden, oder ich werde fallen, denn ich muß schnell zur gnädigen Tante. Und nehm ich Schaden, es braucht nur ein blauer Fleck zu seyn, so wird dir die Tante das gedenken, denn du weißt, wie mich die Tante liebt."

„Nein, boshafter, intrikater Junge! mit einem blauen Fleck kämst du zu wohlfeil weg. Recht geschäh dir, wenn du einen Arm oder ein Bein brächst, damit du, so lange du lebtest, ein Andenken hättest, was solche malitiöse Einfälle für einen Lohn bringen."

„Kerl,

„Kerl, nun bricht mir alle Geduld.“

(Er fährt nach Johann. Johann packt ihn mit den Händen, und hält ihn fest.)

Johann. Siehst du, elender Wicht, daß du dich blos auf deines Vaters Ansehen verläßt, und es dadurch sehr schändlich mißbrauchst, wenn du glaubst, man müsse sich alles von dir gefallen lassen. Nun rühre dich. Nicht eher sollst du von der Stelle, als ich will. Mit einem Jungen deinesgleichen magst du so verfahren, wenn du ihn bezwingen kannst; aber mir sollst du nicht so kommen. Bin ich gleich alt, so habe ich doch noch so viel Festigkeit in meinem Körper, daß ich dich überwältigen und schütteln kann, so viel es mir beliebt.

„Kerl, laß los, oder ich schreye.“

„(Hält ihn immer noch fest.) Ach, Bürschchen! schrey wie du willst; du sollst nicht eher loskommen, als ich will. Schrey nach deiner lieben Mamsell Pech; und sie soll dich nicht losbringen.

Sie

Sie eben ist es, die dir solche verkehrte Dinge in den Kopf setzt. Wärst du nicht von Natur so boshaft und so einfältig, so würdest du ihr weniger glauben, und dich nicht dadurch verleiten lassen, andere ehrliche, erwachsne und sogar alte Leute gering zu schätzen. Du bildest dir ein, sie werde dich bey deiner Mutter unterstützen, und mich in ein nachtheiliges Licht stellen können; aber da irrt ihr euch beyde gewaltig. Ich bin dreyßig Jahre in diesem Hause, kannte deinen edeln Vater, so jung, wie dich; aber nie, nie hat er sich so vergangen. Drum lieben wir ihn auch alle, sehn ihm Alles an den Augen an, und werden ihm bis in den Tod getreu seyn."

„Rede, was du willst; du sollst mich nicht ändern. Und nun rathe ich dir zum letztenmahle, lasse mich los, oder ich beiße dich, wo ich dich fasse."

„Das kannst du thun. Beiß zu, du beißiger, wüthiger Mensch."

(Er hält ihn fester, und so, daß er nicht beißen kann.)

„Hülfe! Hülfe!"

Herr von Bernau trat herein. Johann lies Gustaven los.

Herr von Bernau. Was giebts hier?

Johann. Nun rede, junger verdorbner Mensch, klage mich an, und höre, ob mich dein edler Vater verdammen wird.

Gustav, der nun von dem alten Bedienten losgelassen worden war, schwieg, und kroch furchtsam zurück.

Johann (ganz trocken und gleichgültig) Nun ist der Vater da, und er traut sich nicht ein Wort zu sprechen. Wer sich doch gefürchtet hätte vor einem so kleinen unmündigen Knaben.

Herr von Bernau. Gustav, ich verlange von dir, daß du mir alles treu und genau erzählst, was zwischen euch beyden vorgefallen ist.

Johann. Nur keine Lüge, junger Herr! — Ich bin zugegen, und ihr Vater wird mir dann mehr glauben, wie ihnen.

Gustav. Es war nur ein kleiner Streit zwischen uns.

Johann. So? und ich sollte doch von dir geprügelt, und gebissen werden.

Herr von Bernau. Gustav, du erzählst. Auch kennst du mich schon, wenn du lügen würdest; also — ich verlange die reine lautere Wahrheit. Warum kam der Streit her? was war der Anfang?

Gustav. Lieber Vater! sie haben es schon von ihm selbst gehört, daß mich Johann du nennt.

Herr von Bernau. Das ist kein Verbrechen.

Gustav. Aber er nannte mich sonst niemals du.

Herr von Bernau. Das war Artigkeit von ihm; das that er aus Liebe zu mir. Mein Ansehen vermochte ihn zu dieser glimpflichen Behandlung.

Gustav. Du ist doch nicht geschimpft?

Herr von Bernau. Darum, weil das nicht geschimpft ist, kann auch er dich du nennen.

Gustav. Ich hörte, daß andere Herrschaften die Bedienten ihr nennen; auch hat Mamsell Pech das gesagt.

Herr von Bernau. Nun gut. Auch sie gehört unter die Bedienten, so kann man auch sie ihr nennen.

Gustav. Sie ist doch Kammerjungfer.

Herr von Bernau. Und darum immer nur in unsern Diensten. Was sie deiner Mutter thut, das thut Johann mir. Sie frisirt deine

Mutter:

Mutter; er — deinen Vater. Sie besorgt die Kleidungsstücken deiner Mutter, er die — deines Vaters.

Gustav. Aber Johann trägt Livrey — sie nicht.

Herr von Bernau. Ich dürfte dir eigentlich gar keine Gründe angeben, als den, du sollst und mußt Johann so gut behandeln, wie Mamsell Pech. Aber ich will dich überzeugen. Erstlich giebts unter den weiblichen Bedienten gar keine Livrey; denn das Stubenmädchen, die Mamsell, die Hausmagd — gehen eine wie die andere in ihren eigenen Kleidern. Meinem Johann gab ich den Vorzug, daß er Livrey trägt, damit man es ihm ansehen solle, er sey mein Bedienter. Und da man die Bedienten gewöhnlich nach dem Charakter ihrer Herren behandelt, und ich der Beruhigung mich erfreuen darf, daß mich die vernünftigen Leute lieb haben, und mir ihre Achtung gönnen, so weiß ich, daß auch Johann geschätzt wird, besonders, da er sich so aufführt, daß er seiner

Herr=

Herrschaft werth ist. Und dann stehet es bey mir. Ich kann zu ihm sagen: trage deine eigenen Kleider, ich will, daß du nicht mehr in der Livrey gehen sollst. Das merke dir aber, so lange du dir erlaubst, ihn du zu nennen, so lange soll es ihm erlaubt seyn, dich nicht anders zu heißen. Ich heiße ihn Er, um wie viel mehr wirst du das thun müssen! Und unterstehst du dich, Ihr zu ihm zu sagen, oder auch nur du, so soll er sich von nun an desselben Worts bedienen. Jetzt will ich wissen, wie du dich ferner an Johann vergangen hast, denn um dieser Ursache willen, hielt er dich nicht so fest.

Gustav. Er sollte mir meine Kleider ausklopfen.

Herr von Bernau. Warum thust du das nicht selbst? Verdienst du dir schon so viel, daß du dir selbst einen Bedienten halten kannst, gut! so mag dieser deine Kleider ausklopfen. Ich brauche Johann für mich.

Gustav. Aber sie erlaubten es sonst, und da dachte ich, sie erlaubten es noch; noch hatten sie es nicht verboten.

Herr von Bernau. So verbiet ich es jetzt. Wie du kleiner warst, und das noch nicht selbst machen konntest, so sollte es Johann machen. Nun bist du groß genug, dir selbst die Kleider ausklopfen zu können, und so sollst du dir solche von heut an ausklopfen, und es ist und bleibt Johann untersagt. Wärst du artig, höflich, bescheiden gewesen, hättest ihn darum gebeten, so würde er sich nicht geweigert haben. Daß er sich aber von einem Knaben wie du bist, turbiren lassen sollte, das würde ich ihm verdenken. Ich würde auf ihn zürnen, wenn er sich das gefallen lassen wollte. Vielleicht besserst du dich dadurch, daß du deine Kleider nun reinlicher hältst, als zeither. Du sieltest dich überall herum, weil du glaubtest, Johann müsse doch die Kleider wieder rein machen. Jetzt, da das deine Sache seyn, und niemand, niemand dir helfen soll, jetzt wirst du dich vermuthlich in Acht nehmen; denn be-

zest du viel, so wirst du viel Flecke heraus zu machen haben.

Gustav. Soll Bruder Leopold nun auch seine Kleider ausklopfen?

Herr von Bernau. Nein; außerdem er gebehrdete sich so unartig, wie du. Aber er ist so artig, so liebreich gegen alle Bediente im Hause, daß ich noch nicht die geringste Klage hörete. Man wird es ihm darum gewiß zu Gefallen thun.

Johann. Mit dem größesten Vergnügen seh ich ihm alles an den Augen ab, und such ihm zu erleichtern, was ich kann; und wird sich Junker Gustav ändern, so werde ich auch ihm vieles wieder zu Gefallen thun, was ich ihm zeither abgeschlagen habe.

Herr von Bernau. Es ist dir nicht zu verdenken. Junge Menschen, wie dieser, dürfen schlechterdings ältere nicht mißhandeln. Und find ich ihn noch einmahl, wie ich ihn heute traf, so kann er sich darauf verlassen, er soll zweymahl

schärfer mißhandelt werden, als er es selbst gethan hat. Aber Johann! ich sehe es ihm an, was ich da hörete, ist vielleicht nicht alles, was ich hören sollte. Es darf mir nichts geläugnet werden.

Johann. Ich sollte dem jungen Herrn die Schleife zubinden, die ihm an dem Schuh aufgegangen war. Auch das that ich nicht, denn durch diese Art zwingt man mich nicht. Wenn sie befehlen, gnädiger Herr, so bin ich flink auf den Beinen, und es ist meine Schuldigkeit; aber es kränkt einen alten Mann, wie ich bin, soll er sich übers Maul fahren lassen von einem Knaben, der kaum acht Jahr alt ist. Wären sie, gnädiger Herr! nicht so gut, ich hätte schon vor dem Jahre um meine Entlassung gebeten. Um ihretwillen duldete ich das alles gelassen, hofte, daß er endlich einmahl klüger und besser werden sollte, wenn er älter würde; aber leider wirds schlimmer, statt besser zu werden. Er schimpfte sogar. Wurst wieder Wurst, oder wie es in den Wald hinein schallt, schallt es wieder heraus; das sind nun einmahl meine Lieblingssprüchwörter. Beym Schim-

Schimpfen lies er es nicht bewenden, prügeln wollte er mich. Denken sie nur, dieser kleine achtjährige Mensch wollte mich sechzigjährigen Mann prügeln. Aber, sie werden mir es zu Gnaden halten, da packt ich ihn, hielt ihn fest, und seine Aermchen können leichtlich ein paar blaue Flecken davon getragen haben. Noch mehr, da ich ihm die Hände hielt, daß er sich nicht regen konnte, so fuhr er mit seinen Zähnen nach mir, um mich zu beißen. Denken sie nur, ein vernünftiger Mensch will wie ein unvernünftiges wildes Thier beißen.

Herr von Bernau. Es ist alles wahr, was er mir da erzählt, mein lieber Johann. Ich war in der Nebenstube ein Zeuge von Allem, was unter euch beyden vorgieng. Gustav soll alsdenn dafür seine verdiente Strafe bekommen. Jetzt aber befehl ich ihm, Johann, ich werde es auch nachher allen meinen Dienstboten ernstlich anbefehlen, daß keins diesem ungesitteten Knaben auch nicht den geringsten Dienst leisten soll. Keinem, keinem hat er etwas zu befehlen. Erlaubt er sich

des kleinsten Ungestüms, so soll mir es augenblicklich gesagt werden; auch sogar, wenn er bitten sollte, darf er nicht gehört werden. Denn ein- oder zweymahl würde er es wohl thun; aber bald würde ihn seine alte Unart wieder befallen, und es würde schlimmer, als vorher, seyn. Solchen Menschen ist nicht anders und nicht eher zu trauen, als bis sie eine lange, lange Zeit ununterbrochene Beweise ihrer Besserung und wahrer Reue gegeben haben. Wer diesem meinem ernstlichen Befehl zuwider handelt, hat sich es dann zuzuschreiben, wenn er sich Verdrüßlichkeiten zuziehet. Dieser junge Mensch soll es nun aus eigner Erfahrung lernen, wie wohlthätig, wie angenehm es ist, wenn man Leute hat, die einem so manches erleichtern können. Er soll aus eigener Erfahrung lernen, wie sauer das Dienen ist, und wie sehr es unsere Pflicht ist, denjenigen guten Menschen, deren Loos es ist, andern fürs Geld Dienste zu leisten, ihr Leben zu erleichtern, und daß es unverzeyhlich sey, ihnen durch grobe Behandlungen es fühlen zu lassen, daß sie geringer seyn sollen, als wir; ob sie gleich sehr oft besser

sind,

sind, als ihre Herren, in deren Lohn und Brode sie stehen.

Gustav machte gewaltig große Augen, seinen Vater so sprechen zu hören, denn er hatte in dem Wahn gestanden, ein Bedienter sey ein ordentliches Lastthier, dem man mitspielen könne, wie man wolle, und der sich alles gefallen lassen müsse. Noch mehr erstaunte er, da sein Vater dem Bedienten einen Gulden schenkte, und ihm dankte, daß er so und nicht anders mit Gustav umgegangen sey.

Der junge Herr, dem sonst, wenn er früh morgens aufstand, alles vor das Bett gebracht wurde, mußte nun, wollte er es haben, es sich selbst hohlen; mußte alle Tage sich seine Schuhe oder Stiefeln selbst putzen; mußte sich das Wasser selbst vom Born hohlen; sich seine Kleider ausklopfen; kurz, alles was ihm Andre sonst gemacht hatten, das mußte er sich selbst thun.

Noch mehr. Bisweilen mußte er sogar dem alten Johann aufwarten, auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters, und dieser erhielt die Erlaubniß, ihn eben so zu behandeln, wie er ihn ehedem behandelt hatte. Indessen konnte es der alte Mann doch nicht so arg machen, als wie ihm Gustav mitgespielt hatte, und er schenkte ihm über die Hälfte. Aber so leicht es ihm gemacht wurde, so schwer ward es ihm doch. —

Endlich lernte er es an sich selbst einsehen, wie wehe es thut, sich von andern mißhandeln zu lassen.

Er änderte sich zwar, weil er mußte; aber sein Herz war so verdorben, daß er fest beschloß, wenn er erwachsen sey, und einen Bedienten habe, daß er an diesem sein Müthchen kühlen wolle. Und er hat unglücklicher Weise auch Wort gehalten. Er lebt noch; hat zwey Bedienten, und diese mißhandelt er auf das entsetzlichste. Aber was hat er davon? Nichts, als einen immerwährenden Verdruß, und tausend Schimpf und Schande.

de. Endlich behält er keinen seiner Bedienten über einige Monate hinaus. Manche liebe Zeit ist er ganz ohne Bedienten, denn er ist in so schlimmen Ruf in der ganzen Gegend umher gerathen, daß kein rechtschaffener Mensch zu ihm ziehen will. Und bekömmt er ja einen, so ists ein Mensch, der entweder ein Taugenichts ist, und den Niemand haben will, oder es ist ein erzarmer Teufel. Die erstere Art von Menschen macht ihm unsäglichen Verdruß. Sie thun ihm alles mögliche zuwider, und meist immer das Gegentheil von dem, was er fordert; sie bevortheilen ihn, schmähen ihn, erdichten noch mehr, als wahr ist, und machen ihn zum Mährchen der Stadt; die zweyte Art hingegen erträgts so lange, als sie es ertragen kann. Sobald sie sich aber ein wenig erhohlt hat, so nimmt sie ihren Abschied. Manche bevortheilen ihn auf das gröblichste, und einige bestahlen ihn sogar vor sichtlichen Augen. Er setzte sie zur Rede. Sie waren aber so gewand, daß sie sich unschuldig stellen konnten, und, junge Leser! denkt, wie ihn das schmerzen mußte; einige verklagten ihn, als sey ihre Ehre gekränkt, und er mußte ihnen öffentlich

vor Gericht Abbitte thun, mußte ihnen sogar nebst dieser Ehrenerklärung noch vieles Geld zahlen. Ja, was noch mehr, von einem seiner Bedienten bekam er sogar — Stockschläge; und ein Anderer lies seine Art, mit seinen Bedienten umzugehen, in die Zeitungen setzen, und schilderte seinen Character mit den häßlichsten Farben.

Da war Leopold ganz anders gesinnt. Wie er als Kind war, blieb er als Jüngling, und war noch immer so als Mann. Auf den Händen hätten ihn seine Leute tragen mögen. Sie fühlten sich gleichsam selbst gekränkt, wenn irgend etwas vorgefallen war, das ihm Verdruß machen konnte. Wenn dergleichen Vorfälle vermieden werden konnten, so wurden sie es gewiß. War er nur ein wenig unpäßlich, so bebten sie alle vor Angst, und würden gern für ihn krank gewesen seyn. Einst überfiel ihn eine schwere Krankheit. Vier Wochen lang hatten seine Bedienten Nachtwachen zu thun. Und doch würden sie nicht verdrüßlich: vielmehr stritten sie sich um die Ehre, bey ihrem Herrn wachen zu dürfen, entbehrten den Schlaf

gern,

gern, und ihre Sorgfalt ward zur Zärtlichkeit. Da fiel keinem ein Auge zu, wenn er auch eine Nacht um die andere wachen mußte; man hub ihn aus dem Bette so sanft, daß er kaum fühlte, daß er gehoben wurde; da wurden die Arzneyen mit dem Augenblick eingegeben, wie es der Arzt verordnet hatte, damit ja kein Versehen gemacht wurde. Und man sagte allgemein, daß er seine Wiederherstellung beynahe eben so gut der vortreflichen Wartung und Pflege seiner Bedienten zu verdanken habe, als der Kunst und der Geschicklichkeit seines Arztes.

So gut war es Gustaven nicht geworden. Freylich hatte dieser es auch nicht verdient. Auch er war gefährlich krank. Seine Bedienten mußten ebenfalls bey ihm wachen. Er konnte nicht schlafen. Dafür schliefen seine Bediente, statt, daß sie wachen sollten. Sollte diese Arzney gegeben werden, so gaben sie ihm die entgegengesetzte. Oft zerbrachen sie die Arzneygläser. Hätte sich seine Natur nicht selbst geholfen, er würde haben sterben müssen. Von seinen Leu-

ten durfte er nicht die geringste Erleichterung erwarten; — die er erhielt, mußte er erst von ihnen heraus zanken.

Gute Bedienten, giebt man ihnen durch eine gute Behandlung Anleitung zur Dankbarkeit, können so treu, so ergeben seyn, daß sie ihrer Herrschaft sogar das Leben aufopfern können. Auch das erfuhr Leopold.

Er verreißte, und hatte in seinem Wagen ein sehr starkes Capital. Es wird dunkel. Sie sind in einem dicken Wald. Zwey Straßenräuber springen aus dem Dickicht hervor. Der Kutscher wird von seinem Sitz herabgeworfen, und liegt ohnmächtig auf der Erde. Sie fallen über den Herrn her; haben tödliches Gewehr. Leopolds Bedienter fängt den Stich auf, der seinem Herrn gelten sollte. Leopold bekömmt dadurch Luft, und kann den Räubern eins versetzen, daß sie sinken. Unterdessen besinnt sich der zur Erde niedergeworfene Kutscher. Sie retten sich über Hals und Kopf, daß sie, sollten sich die Räuber ja erhohlen, ihnen

nicht nachsetzen können. Wie sie nur einigermaßen sich sicher denken können, aus dem Walde heraus sind, und nah genug ein Dorf vor sich sehen, so ruft Leopold seinen Bedienten; er stammelt einige Worte; der Tod sitzt ihm auf der Zunge. Noch einmahl richtet er sich empor, — „Ach Gott, daß sie nur gerettet sind, das freut mich; ich will gerne sterben,“ spricht er und stirbt.

Würde das dieser edle, bis in den Tod treue Bediente wohl gethan haben, wenn nicht Leopolds Betragen vorher eine Reihe Jahre hindurch ihn zu diesem Opfer gleichsam verpflichtet hätte?

Diejenige Herrschaft, die es vergißt, daß ihre Dienstboten Menschen, wie sie, sind, darf auch nur von ihnen das erwarten, was Sklaven ihren Tyrannen leisten können. Wer mit ihnen umgehet, läßt es ihnen zwar empfinden, daß man mit ihnen umspringen kann, so wie man will; aber ich glaube doch, man

thut sich endlich — selbst den größesten Schaden, und darf sich dann, wenn ihre Treue, ihre Dienstwilligkeit am nöthigsten seyn wird, von ihnen nicht mehr versprechen, als was Sklaven leisten wollen oder können.

4.

Ein wohlgearteter junger Mensch darf sich nicht überweise dünken.

Die Bescheidenheit ist eine so herrliche Zierde der Jugend, und wird doch so oft, und so sehr vernachläßiget! Leider soll sich aber unser Zeitalter auch darinnen besonders gar sehr zu seinem Nachtheil auszeichnen, daß die jungen Menschen sich überweise dünken, und allzu vorlaut werden sollen. Ueber alles sollen sie, wovon

sie hören, mit einer Entschiedenheit urtheilen, die selbst die geduldigsten ältern Leute nicht selten verdrüßlich machen muß. Jung seyn, und dieses Recht sich anmaßen, über alles bestimmt urtheilen zu wollen, was bey solchen verdorbenen Menschen nichts anders heißen soll, als ihr Urtheil auch andern aufzudrängen, das ist eben so, als wenn ich verlangte, blühende Bäume müßten auch schon in ihrer Blüthenzeit Früchte tragen. Zwar soll es in der Natur einige Gewächse geben, die Blüthen und Früchte zugleich tragen sollen; allein so wie diese zu den äußersten Seltenheiten gehören, so ist auch ein junger Mensch eine Seltenheit, der so viel Kenntnisse, so viel Verstand, so viel Erfahrungen hätte, daß er vollkommen richtig entscheiden, den Werth aller Dinge ganz genau abmessen, und sich zum Schiedsrichter aufwerfen könnte.

Ich will es zwar gar nicht in Abrede seyn, daß unser Zeitalter beträchtliche Fortschritte in vielerley Kenntnissen und Wissenschaften gemacht hat; gebe es zu, und freue mich darüber, daß auch

die Kinder ganz anders und besser erzogen werden, wie vor funfzig Jahren, und mit einer leichtern Art zu Kenntnissen gelangen, als unsere Vorfahren; aber daraus folgt noch nicht, daß die Kinder jetzt weiser und klüger wären, als die ältern Menschen, mit denen sie leben. Denn wo hätten diese Kinder ihre Weisheit denn her, wenn sie ihnen nicht von den ältern Menschen beygebracht worden wäre? —

Daß hie und da ein Kind von guter Erziehung jetzt mehr wissen kann, als ein alter Mann, der gar keine Erziehung genossen hat, das kann wohl seyn; aber wenn das auch ist, so hat der alte Mann doch eine Menge Erfahrungen gemacht, und was das Kind weiß, weiß es vom hören sagen; jener aber hat, was er weiß, aus der Welt geschöpft. Doch hier kann ich mirs nicht entbrechen, euch ein Geschichtchen von dem kleinen Karl zu erzählen. Karl war der Sohn eines vornehmen Vaters, der es gut mit ihm meynte, und ihm einen sehr guten Lehrer gab. Karl benutzte den Lehrer wohl, und diesem glückte es, da Karl einen

guten Kopf hatte, ihm recht artige Kenntnisse beyzubringen. Der Vater freuete sich darüber, und ermunterte ihn, darinnen fortzufahren. Gewisse unverständige Menschen machten aber dem Knaben weiß, was er für ein Wunderkind sey; wie er von so vielen Dingen wüßte, die sie in Erstaunen setzten, die sie nicht wüßten und die sie nicht begreifen könnten. Da bildete sich der kleine Karl ein, nichts geringes zu seyn. Und, wenn man nur anfängt, sich etwas einzubilden, so wird man auch gleich ein ganz anderer Mensch. Er war der kleine liebe Karl gar nicht mehr, der er ehedem gewesen. — Ehedem war er so sanft, so liebreich, so bescheiden; jetzt wurde er stolz, rechthaberisch, aufgebläht. Aber in der Gesellschaft seines Vaters, seines Lehrers, war er das nicht; nur dann war er so, wenn Menschen um ihn waren, von denen er wußte, daß sie keinen so vortreflichen Lehrer, wie er, gehabt hatten, die nur ganz gemein, und nur für ihre Bestimmung erzogen worden waren.

Karls Vater gab vielen und mancherley Handwerksleuten zu thun. So oft sich einer sehen

ließ,

ließ, und Karl war zugegen, besonders wenn er mit ihnen allein, und der Vater oder der Lehrer nicht zugegen war, so kramte er seine Weisheit aus; fragte sie aus der Geographie, Geschichte, Naturwissenschaft — und wenn sie nun entweder gar nichts wußten, oder falsche, unrichtige Antworten gaben, so lachte er so laut, daß er sich den Bauch halten mußte. Besonders mußten die sich manchen beißenden Einfall von ihm gefallen lassen, die ihm eine falsche Antwort gaben, und sich dabey brüsteten, als wenn sie die Sache wüßten. Diejenigen aber, die gleich sagten: das versteh, das weiß ich nicht, verdarben ihm oft das Spiel. „Aber mein Gott! das wißt ihr nicht," sagte er dann, „seyd um so viel älter als ich, und ich weiß es."

„Lieber Gott!" sagten viele alsdann — „wären wir so glücklich gewesen, und hätten so reiche, vornehme Eltern und einen so vorzüglichen Lehrer gehabt, wer weiß, wer dann von uns beyden mehr wissen und gelehrter seyn würde, wir, oder sie, junger Herr —"

Und

Und wenn ihm so etwas, und öfters mit allem Recht, und aus den wahresten Gründen offenherzig gesagt wurde, so machte er ein höhnisches Gesicht, sah auf diese Leute mit einer Art Mitleiden herab, versuchte noch einmahl seine Heldenkraft, und wenn sie dann ihm wieder so kamen, so schwieg er ein andermahl.

Unter diesen Handwerksleuten war besonders ein Schlossermeister, ein geschickter Mann, ein Mann von vieler Erfahrung, der sich in der Welt umgesehen hatte. Mit diesem glaubte Karl sein Spiel eben so treiben zu können, wie mit den übrigen; aber dasmahl hatte er sich geirrt.

„Meister,“ sagte Karl, „er spricht manchmahl von seinen Reisen, ist aber freylich nur gewandert, wie die Handwerksburschen; ist er auch in Frankfurt am Main gewesen?“

„Warum nicht?“

Karl. Da muß er mir auch sagen können, mit welcher Feyerlichkeit ein römischer Kayser gekrönt wird?

„S-

„Zu meiner Zeit, wie ich in Frankfurt war, ist keiner gekrönt worden.“

„Und ich bin nicht so alt, bin nicht in Frankfurt gewesen, und kann ihm das sagen, und noch vielmehr von Frankfurt, vom Main und Rhein sagen.“

„So?“

Karl. Er glaubts wohl nicht?“ — Und Karl kramte seine Kenntnisse aus, wie er alles das von seinem Lehrer gehört, und aus seinen Büchern gelernt hatte. Dabey machte er eine gar wichtige Miene.

„Ach, junger Herr!“ fragte der Schlossermeister, „da sie so gut in Frankfurt bekannt seyn, sagen sie mir, wo liegt denn Sachsenhausen. Weit von Frankfurt kanns ohnmöglich liegen.“

Karl (sinnt und sinnt.) Sachsenhausen? Ach, jetzt fällt mirs ein. Schlossermeister, da denkt er falsch, sucht er Sachsenhausen bey Frank-

furt am Mayn. In Sachsen liegt Sachsenhausen, denn, wenn es nicht in Sachsen läge, wie könnte es denn Sachsenhausen heißen.

Der Schlossermeister lachte laut. „Sehn sie, junger Herr!“ sagte er, „daß sie nichts wissen. Sachsenhausen liegt bey Frankfurt, und ganz nahe daran, bald so nahe als unsere Vorstadt hiesigen Orts. Und noch mehr. Man hats den Sachsenhäusern nachgesagt, und zu meinen Zeiten war es auch wirklich so, daß sie ziemlich grobe Leute wären. Verstehen sie mich? — Je nun. Die Zeiten ändern sich; sie können also auch ietzt artiger seyn.“

Das „Verstehen sie mich?“ des Schlossermeisters hatte Karl wirklich verstanden. Und er machte noch eine höhnischere Miene, wie vorher; antwortete nichts darauf, und gieng seiner Wege, und wohin? — Gerade zu seinem Lehrer. Diesen bat er, daß er ihm doch etwas von Sachsenhausen sagen möchte. Der Lehrer willfahrete ihm.

So

So wie er seinen Zweck erreicht hatte, eilte er zu dem Schlosser zurück, den er noch an der Thüre des Zimmers fand, wo er ein Schloß anschlug. Jetzt gab er sich das Ansehen, als wenn er sich besonnen hätte, und schwatzte allerley von Sachsenhausen her, das er denn wirklich gut gefaßt hatte, und der Handwerksmann mußte ihm recht geben. Aber nun lächelte der Schlossermeister. „Ey, glauben sie denn nicht, daß ich weiß, wo Barthel den Most geholt hat?" sagte er —

Karl wollte sich rechtfertigen, oder vielmehr wollte ihm etwas vorlügen, denn das ist die gewöhnliche Zuflucht derer, die immer recht haben wollen. Der Schlossermeister hörete aber nicht darauf, und blieb dabey: er wisse, wo Barthel Most geholt hätte.

Sein Schloß war angeschlagen. Karl war in dem Zimmer. Der Schlosser schloß das Zimmer ab.

„Nu nu!" rief Karl. „Wer erlaubt ihm denn, mich einzuschließen. Ich kann ja alsdann nicht heraus."

„Ha! ha!" antwortete der Schlösser. „Ein so gelehrter junger Herr, der alles wissen will, wird ja auch wissen, wie er ein Schloß aufschließen kann."

Er that von außen, als gieng er seiner Wege. Karl machte einen ungeheuern Lärm, denn der weiße, kluge, alles wissende Knabe, dafür hielt er sich, weil er etwas mehr, als gewöhnlich andere Knaben wußte, die keine so gute Erziehung genossen, fürchtete sich, wenn er allein bleiben sollte.

Der Schlosser lachte laut vor der Thüre, als Karl so wehmüthig klagte. — Endlich erbarmte er sich, und schloß auf. „O sehen sie nur, was das für eine Kleinigkeit ist, ein solches Schloß von innen aufzumachen, wenn es auch von außen abgeschlossen wird." Er zeigte es ihm. —

„Sehen

„Sehen sie," sagte er weiter, „was sie nicht wissen, weiß ich, darum werden sie es schon geschehen lassen können, daß ich manches nicht weiß, was sie wissen; und wer alles wissen, alles verstehen will, weiß gewöhnlich, versteht gewöhnlich nichts. Und wenn man auch vieles wüßte, und weiß das viele nicht ganz und recht, so ist es auch nicht viel besser, als wenn man gar nichts wüßte."

Diese derbe, aber wahre Lehre machte Karln auf einige Tage etwas ernsthaft und nachdenkend. Er hätte sich bessern, und diese Lehre hätte bey ihm viel fruchten sollen. Aber er vergaß sie bald.

Nach einigen Tagen schickte ihn der Vater in des Schlossers Werkstatt, um von ihm an den Schlösser etwas auszurichten. Der Meister war nicht zugegen. Karl nahm jetzt ganz seine alte Weise an, glaubte sich überklug, schwatzte von dem und von jenem, damit sich die Gesellen über seine Gelehrsamkeit wundern sollten. Aber das Blatt änderte sich. Sie blieben ganz gleichgültig,

denn er sprach von manchen Dingen so, daß sie es gleich höreten, er verstehe sie nur halb. Nun trieb ers gar so weit, daß er alle in der Werkstatt ganz leichtfertig behandelte, weil sie dumme Menschen gegen ihn wären. Einer der Schlösserjungen bat ihn, er solle doch einmahl sehen, ob er den Blasebalg treten könnte?

„Das ist Lumperey, Kleinigkeit," sagte Karl.

Besser wäre es gewesen, er hätte gestanden, daß das seine Sache nicht wäre.

„Nun so versuchen sies doch einmahl," bat der Schlosserjunge.

Und Karl stellte sich an den Blasebalg; schickte sich aber so einfältig dazu an, daß sie alle, die zugegen waren, überlaut lachen mußten.

„Bst! Bst!" rufte der Lehrbursche einen Knaben, einen ganz gemeinen Knaben von der

Straße herein. „Thu mir doch den Gefallen, und tritt mir diesen Blasebalg.“

Das that der Knabe und so geschickt, als wenn er es lange gelernt, lange schon den Blasebalg getreten hätte.

„Ey sehen sie,“ sagte der Lehrbursche, „der kann es, und sie können es nicht! auch ist es nur eine ganz unbedeutende Sache.“

Und hatte man erst gelacht, so lachte man jetzt noch weit mehr.

Der Meister kam dazu, fragte, warum sie lachten? — Sie erzählten ihm alles, alles.

„Ey ey,“ sagte der Meister: „was sagte ich ihnen vor einigen Tagen? Sind sie noch nicht klüger geworden? — Wer viel weiß, und doch nicht scheint, als wisse er viel, den achtet man; wer aber alles wissen will, der wird ausgelacht.“

5.

Man vergiebt es Kindern nie, wenn sie voreilig über größere Leute urtheilen.

Diesen Satz, liebe Kinder! will ich euch recht deutlich aus einer Geschichte erweisen, worüber ihr euch wundern werdet. Man sagt, je vornehmer die Kinder wären, desto mehr könnten sie sich herausnehmen, desto mehr müßten sich die, so weniger vornehm wären, von ihnen gefallen lassen. Bisweilen ist das der Fall, daß geringere Leute den Vornehmern durch die Finger sehen; aber man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß dieser Fall allgemein wäre. Auch der Geringere fühlt sich, daß man ihn nicht ohne Achtung behandeln dürfe, und wenn man die Grenzen

überschreitet, so ahndet er das bisweilen nicht auf die sanfteste Weise.

Ludwig der Funfzehente mochte sieben bis acht Jahr alt seyn. Er, der schon für den König von Frankreich galt, der der Besitzer der Krone war, glaubte als Prinz sich etwas erlauben zu dürfen, was bey andern Kindern für höchst unartig gegolten haben würde. Vielleicht hatten ihm einige Erzieher und Erzieherinnen diese Maxime in den Kopf gesetzt, und führten ihn dadurch irre, weil sie ihm ganz falsche Grundsätze und Lehren von der wahren Größe des Menschen beybrachten.

Einst wurde ihm, dem jungen König, Herr Coislin, Bischof von Metz, vorgestellt. Das war gar nicht zu leugnen, Herr Coislin hatte von der Natur nicht die vortheilhafteste Bildung erhalten, er war mehr übel- als wohl-gestaltet. Hätten die Erzieher, und besonders die Erzieherin des jungen Königs, die Herzogin von Ventadour, es ganz redlich mit ihm gemeint, so würden sie

zu

zu ihm gesagt haben: „Prinz, lassen sie sich das nicht wundern, wenn sie bisweilen Menschen sehen, die mehr übel- als wohl-gestaltet sind. Man will bemerkt haben, daß die Natur jenen Menschen das an Geist und Seelenfähigkeiten wieder ersetzt, was sie ihnen an der körperlichen Schönheit entzogen hat. Zum Exempel: was für ein mißgestalteter Mann war Aesop, und was für ein weiser und kluger Mensch war er. Sie lesen selbst und hören seine Fabeln gern, würden sie es wohl glauben, daß dieser Mann hätte so gebrechlich seyn können? Sokrates, einer der weisesten und besten Menschen, den wir jetzt noch, nachdem er beynah Jahrtausende schon tod ist, mit allem Recht verehren, hatte auch ein sehr auffallendes Gesicht, und Unverständige, die den Verstand des Menschen nur in einer schönen Gestalt suchen, hätten gewiß aus diesem, seinem Gesicht schließen müssen: er sey ein dummer, ja wohl ein böser Mensch. Und er war so weise, als kaum noch ein Mensch in dem Zeitalter, worinnen er lebte! Und er war so gut! besaß ein so vortrefliches, edles Herz."

Dagegen hatte man aber vielleicht dem armen jungen Könige gesagt: „Schöne Menschen haben nur schöne Seelen und vorzügliche Geistestalente," hatte es ihm nicht verwiesen, wenn er über einen gebrechlichen Menschen lachte, sondern hatte vielleicht mitgelacht, ihm geschmeichelt, und seinen feinen Geschmack bewundert.

Daher kam es denn auch ganz natürlich, daß er, gewöhnt nun schon, alles gleich herauszusagen, wie es ihm um das Herz war, sogleich laut ausrief, als er Herrn Coislin ansichtig wurde: „Ach! mein Gott! wie häßlich ist der Mann." Und was that Herr Coislin? Er kehrte sich um und sagte mit der Freymüthigkeit eines Mannes, der sich über die Unart eines jungen Menschen von kaum völligen acht Jahren, nicht ganz hinaussetzen mochte, und ihm deshalb etwas zu sagen, für Pflicht hielt, was ihm Alle um ihn herum, als die elendesten Schmeichler und Heuchler verschwiegen hatten: „Das ist ja ein kleiner ungezogener Junge."

Alle, die das mit angehört hatten, staunten. Einige freueten sich, daß er das gesagt hatte, doch freueten sie sich nur, weil sie furchtsam waren, ganz insgeheim; in ihren Gesichtern ließen sie sich nichts merken. Andre hingegen machten dem jungen Könige weiß, daß das ein großes Verbrechen wäre, wessen sich der Bischof schuldig gemacht habe. Herrn Coislins Freunde zitterten, und meynten, seine Freymüthigkeit könne von den übelsten Folgen seyn, da er den jungen König beleidigt habe.

„Ach, Freunde, seyd nur ruhig,“ sagte er: „den König habe ich nicht beleidigt; ein wahrer König würde das nicht gesagt haben; ich habe, einem jungen ungezogenen Menschen die Wahrheit mit einem einzigen Worte gesagt, die man ihm verschwiegen hatte, und die er doch erfahren mußte. Wohl ihm, wenn ich ihn aufmerksam gemacht habe.“

Wie Ludwig der Funfzehente größer wurde, so soll er sich zwar daran erinnert haben, wie ihn

Herr Coislin einst behandelte; aber er hat es ihm nie entgelten lassen. Er sah es vielleicht ein, nachdem er verständiger worden war, daß Herr Coislin nicht eine Sylbe mehr, und nicht eine Sylbe weniger gesagt hatte, als er sagen konnte, als er sagen mußte, weil er ein ehrlicher, guter, aufrichtiger Mann war.

6.

Kinder müssen nicht dazwischen reden, wenn ältere, verständigere Menschen mit einander sprechen.

Jedes Kind, das nur einigermaßen auf Wohlgezogenheit Anspruch machen will, muß Achtung bezeugen, wenn Größere mit einander sprechen.

Der kleine Rudolph, sonst ein artiges Kind, hatte aber die Unart an sich, daß er dieses nicht that, und er zog sich dadurch recht sehr viel Verdrüßlichkeiten zu, und man vergaß bey dieser einzigen Unart, die er sich so oft zu Schulden kommen ließ, und worüber er schon so viele Verweise von seinen Eltern bekommen hatte, alle die übrigen guten Eigenschaften, die er besaß. Aber so ist es. Was man sich einmahl angewöhnt hat, läßt sich nicht so leicht wieder abgewöhnen.

Rudolph konnte es nicht mit ansehen, daß ihrer zwey oder drey mit einander sprachen, ohne daß er sich nicht unter sie gemischt hätte. Und hätte er nur still geschwiegen, so würde man das noch nicht so hart geahndet haben. Aber nein, er sprach mit, machte seine Bemerkungen, lobte, tadelte, widersprach, wie es ihm einfiel, unbekümmert, ob es ihn etwas angehe, oder nicht; unbesorgt, ob er die gehörigen Kenntnisse habe oder nicht, und ob er gehörig unterrichtet sey.

Einige Hausfreunde sagten daher, als er sich diese Unart wieder erlaubte; „Kleiner Mensch, gehen sie ein wenig bey Seite, wir haben ihre Gegenwart nicht nöthig, und bedürfen weder ihres Lobs, noch ihres Tadels, auch verstehen sie noch zu wenig, wovon wir uns als erwachsne Personen unterhalten wollen. Und wenn sie Salomos Weisheit besäßen, so stehet doch ein solches Betragen, wie das ihrige, gutgezogenen Kindern nicht an. Sollten wir aber in die Verlegenheit gerathen, uns ihren guten Rath ausbitten zu müssen, so werden wir sie rufen.“

Rudolph zog sich beschämt zurück.

Seine Mutter, eine sanfte, liebe Frau, führte ihn in ein Nebenzimmer. „Rudolph, wirst du nicht bald klüger werden?“ sagte sie zu ihm. „Wie oft habe ich dir diese Unart verwiesen, habe dir die Gründe angegeben, die du ganz wahr und richtig fandest, warum solch ein Betragen, wie du dir immer erlaubtest, Kindern gar nicht erlaubt seyn könne; du versprachst mir es auch,

dich zu bessern, und wie schlecht hast du Wort gehalten! Einige unserer Freunde gaben dir auf eine sehr artige Weise ihren Unwillen zu erkennen, denn sie wollten dich nicht öffentlich beschämen. Wärst du nicht so ganz außerordentlich unachtsam, so hättest du in dich gehen und dir alles das ersparen können, was dir so eben widerfahren ist, und was dir noch sehr oft widerfahren wird, und widerfahren muß. Denn glaube nur: allen großen, erwachsnen und verständigen Leuten ist es unangenehm, wenn sich ein so kleiner, unbedeutender Naseweis unter sie drängt, und sie mit seinen Bemerkungen stört. Sogar Zurechtweisungen wagtest du einigemahl, und das nicht etwann mit Bescheidenheit, sondern auf eine plumpe, beleidigende Weise."

„Wenn ich es nun aber ganz gewiß weiß, daß sie irrten, daß ich es besser wußte, weil ich das oder jenes mit meinen eigenen Augen gesehen, und mit eigenen Ohren gehört habe?" erwiederte Rudolph.

„So darfst du das alles doch nicht eher äusſern, bis man dich fraget. Wer ungerufen zu einer Arbeit gehet, der geht von ihr unbelohnt zurück.“

„Aber man hat mich wirklich einigemahl gefragt.“

„Das kannst du dir zur Ehre rechnen; aber nie Mißbrauch davon machen. Fragte man dich einigemahl, so wollte man dir es deswegen nicht auf immer erlauben, dich in die Gespräche der Größern zu mischen. Und nimmst du dir mehr heraus, als man dir erlaubt, so wirst du dich des Vertrauens verlustig machen, dessen man dich würdigte; man wird dich mit vielem Unwillen wieder los zu werden suchen. Trittst du aber bescheiden zurück, und — wartest jedesmahl so lange, bis man dich fraget, dann wirst du mit Ehren antworten dürfen.“

„Mutter! sie sollen sehen, daß ich mich bessere, daß ich nicht eher sprechen will, wenn

ich

ich in Gesellschaft größerer Menschen bin, als bis man mir es ausdrücklich erlaubt."

Mutter. Da wirst du dir selbst den größesten Dienst erweisen; wirst dir wieder die Liebe und das Wohlwollen derer erwerben, die du oft erzürnt hast, weil du ihnen lästig wurdest. Aber ich muß dir noch eine Unart verweisen. Du drängst dich immer in die Nähe derer, die mit einander sprechen wollen. Und selbst, wenn du in der Ferne stündest, so würde das ungezogen seyn, so lange du nichts besonderes da zu suchen hast. Man erklärt das für unbescheidene Neugierde, glaubt, daß du ein Horcher seyn willst, und du kannst dich darauf verlassen, läßt man dir das auch einigemahl so ungeahndet hingehen, endlich wird man dir doch mit Verächtlichkeit begegnen. Wenn du siehst, daß sich einige versammeln, um mit einander zu sprechen, so entferne dich augenblicklich, wirf nie einen deiner Blicke hin nach ihnen, wenn du noch entfernter von ihnen wärest, und sie glauben konnten, daß du nichts von dem hörest, wovon sie sprechen.

 „Auch

„Auch das will ich nie, nie wieder thun.“

Mutter. Ich bin noch nicht fertig. Du hast noch eine andere Unart an dir, die nicht viel besser ist, als die, wovon ich so eben sprach. Wenn du an einen in der Gesellschaft etwas auszurichten hast, so eilst du hin, und achtest nicht darauf, ob es schicklich sey, ihn in seinem Gespräch zu unterbrechen. Das ist nie wohlgethan, und du ziehst dir dadurch den Unwillen Anderer mit allem Recht zu. Wird dir etwas an Jemand aufgetragen, und du findest ihn in einem Gespräch, so laufe nie gleich zu. Halte dich etwas entfernt, und warte, bis man zu sprechen aufhört. Ist die Sache nothwendig, die du auszurichten hast, leidet dieses keinen Aufschub, so nähere dich langsam immer näher und näher, blicke nach dieser Person einigemahl hin, und gebe zu erkennen, daß du mit ihr sprechen möchtest. Man wird dich gewiß bald bemerken. Und sollte dir das nicht gelingen, sollte man dich nicht bemerken, so nahe dich ganz bescheiden und ohne die geringste Hast zu ihm, und

entschuldige dich, daß du gezwungen seyst, ihn zu stören, die Nothwendigkeit habe es erfordert. Dann sage ihm kurz und deutlich, was man dir aufgetragen hat. Wird dir befohlen, ihm es heimlich zu sagen, so sprich: „erlauben sie, daß ich ihnen etwas allein sagen darf.“ Man wird deine Artigkeit wohl aufnehmen.

Rudolph befolgte von nun an das, was die Mutter ihm zu seinem Besten gerathen hatte, und Alle die, so zeither sehr unzufrieden mit ihm gewesen waren, schenkten ihm allgemein ihr Wohlwollen wieder.

7.

Die kleine lustige Gesellschaft.

Herr Weinhold hatte zwar eine Gattin, aber keine Kinder. Da er nun ein wahrer Kinderfreund war, so machte er sich oft das Vergnügen, und bat fremder Leute Kinder zu sich. Alle Wochen hatte er ein Kränzchen, wo sich oft mehr, oft weniger Kinder bey ihm versammelten. Er hatte ein allerliebstes Landgüthchen nicht weit von der Stadt. Kaum ließ sich die Frühlingssonne blicken, so gieng er hinaus auf dieses Landgüthchen; mancher lieber Sommertag wurde daselbst zugebracht, und im Herbst verließ man es nur dann erst, wenn auch nicht ein einziger Apfel mehr auf dem Stamme zu sehen war, und ein sehr kalter Wind das gelbe Laub von den Bäumen herabgejagt hatte.

gez. u. gest. v. Hoppe.

Und wenn Herr Weinhold sich mit den Kindern dieses ländliche Vergnügen machte, so war er mitten unter ihnen; fehlte er, so fehlte gleichsam die Seele der Gesellschaft.

Bisweilen erzählte er ihnen zur Abwechslung manch lustiges Geschichtchen. Dabey wunderte er sich aber nicht selten, daß viele Kinder so unanständig lachten. Das ist nicht hübsch, dachte er; auch an dem Lachen erkennt man oft schon einen wohlgezogenen Menschen, und es gehört zur guten Lebensart, daß man sich, wenn man lacht, nicht auffallend gebehrdet. Wie machst du es nun, dachte er weiter, daß du das deinen kleinen Lieblingen abgewohnst, da sie sich doch in vielen andern Fällen so gesittet und artig zu betragen wissen. Vielleicht haben es ihnen Andere noch nicht gesagt, worinnen sie fehlen; vielleicht geben sie aber auch zu wenig auf sich selbst Acht. Jetzt fiel es ihm mit einemmahle ein, wie er es machen wollte.

So eben kam der kleine Lorenz, der kleine Lebrecht, die kleine Auguste und Malchen, und

gerade

gerade hatte er diese viere im Sinne gehabt, weil sie ihm unter allen Kindern, die ihn besuchten, die liebsten waren. Kaum hatten sie Herrn Weinhold begrüßt, so war das ihre erste Frage: „Väterchen, sie erzählen uns doch heut etwas recht Lustiges?"

„Ja, ja Kinder," erwiederte Herr Weinhold, „ein Geschichtchen zum Todlachen. Aber nur unter der Bedingung, daß ihr mir versprecht, das zu thun, was ich jedem einzeln in das Ohr sagen will. Geheimniß muß das aber bleiben, keins darf dem Andern etwas davon sagen. Und wenn das geschehen ist, so erzähl ich euch das Geschichtchen zum Todlachen."

Alle versprachen sie ihm das. Er sagte jedem etwas ins Ohr. Und nun fieng er an zu erzählen. Da saß er unter einem Baum, und die Kinder um ihn her. Er begann das Geschichtchen; die Kinder fanden es außerordentlich lächerlich, und zeigten es auch alle in ihren Gebehrden. Jedes der Kinder hatte etwas Eigenes. „Nun

Kinder!" sagte er: „leistet, was ihr versprochen habt."

Sie giengen und Alle sagten etwas ihm ins Ohr.

„Richtig! richtig," sagte er zu einem Jeden; und nun setzt euch nieder. Ihr seht mich an, und wünschet vielleicht, etwas Näheres von diesen Geheimnissen zu wissen. Wohlan, ihr sollet alles erfahren. Ich trug einem Jeden von euch auf, den andern zu beobachten, was ihm von Jedem auffiel, wenn er lachte. Da wurde mir denn gesagt:

Malchen hätte sich etwas höhnisch benommen, habe oft mit Mühe ein sichtbar werdendes Lachen verborgen, vermuthlich um zu zeigen, daß sie es für zu gering achte, über das zu lachen, was Andere lachenswerth fanden. Da will ich denn meinem lieben Malchen sagen, daß man sich, um zu lachen, nicht zwingen, daß man aber, wenn es sich die ganze Gesellschaft, zu lachen, erlaubt, das Mitlachen, wenn es sich in unserm Gesichte

zeigt,

zeigt, nicht vorsätzlich zurückdrängen müsse. Es ist sonst ein Kennzeichen, daß wir uns dünken, gebildeter und klüger zu seyn, wie die Andern, und empfindliche Leute machen das zu einer Beleidigung. Und weiß mein liebes Malchen wohl, daß ich es errathen könnte, was sie denken mochte? Ich erinnere mich, ihr Vater weiß ebenfalls auch von dem Geschichtchen, das ich erzählte, und er wird es vermuthlich schon erzählt haben, folglich war es ihr bekannt."

Malchen. So ist es auch.

Lorenz. Und wenn ich das Geschichtchen alle Tage erzählen hörte, ich müßte alle Tage darüber lachen, daß mir der Bauch wackelte.

Malchen. Worüber du auch nicht lachen könntest! Was andre kaum belächeln, da schreyst du laut auf.

Herr Weinhold. Jetzt merke sich Malchen folgende Regeln, damit sie nicht den guten

ten Ruf eines artigen Mädchens bey einer ähnlichen Gelegenheit auf das Spiel setze. Man ist nicht nur um sein selbst, sondern auch um Anderer Willen in Gesellschaft. Was dem einen nicht interessant ist, das ist es dem andern; einem ist das alt und bekannt, was einem andern neu und unbekannt ist. Um nicht etwas Eigenes zu zeigen, benehme man sich dabey, wie sich die Meisten benehmen. Ein wenig zu lächeln kostet nicht viel; aber die kleinste spöttelnde Miene, besonders wenn sie in das Höhnische fällt, läßt uns nicht öfters auf Eigendünkel oder Mangel an dem allgemeinen Wohlwollen schlüßen, das wir als wohlgesittete Menschen Keinem, mit dem wir in Gesellschaft sind, versagen dürfen. Gesetzt! man erzählt uns etwas, als Neuigkeit, was man jedoch schon wußte, so mache man eine gefällige Miene, daß man dieses auch schon erzählen gehört habe, auch schon wisse; und will man sich zurückziehen, wenn man das entdeckt, so bitte man, daß es nicht geschehe, daß man fortfahren möge, weil die übrige Gesellschaft daran Theil nehmen könne. Wohl aber hüte sich Jedes, den Andern dann durch

mancher-

mancherley Zwischenreden zu stören, als ob man das besser wisse, besser vortragen könne. Das nehmliche gilt auch, wenn einer oder der andere einen witzigen Einfall und eine lustige Schnurre vorbringt. Lache mit, wenn andere lachen; aber nie, nie lache ganz allein, wenn die übrige Gesellschaft keine Lust zum Mitlachen bezeigt. Diese deine Artigkeit wird alsdann den Andern zur Gegenartigkeit reizen. Der Superkluge gefällt nur sich sehr wohl, andern vernünftigen Menschen aber um desto weniger — Manche Leute haben die Angewohnheit, daß sie gar nicht anders als höhnisch oder mit einem schnippischen Gesicht lachen können. Das ist schlimm für sie. Wenn sie sich nicht ändern, können sie oft mißverstanden werden, und wenn sie es auch nicht böse meynten, so nimmt man es doch so; denn wer kann dem Andern ins Herz sehen!

Malchen dankte für diese Warnung. Sie versicherte, daß sie das gar nicht so gemeynt habe.

„Aber

„Aber ich und alle konnten uns Malchens Mienenspiel gar nicht anders erklären. Ihr Dank läßt mich indessen hoffen, daß sie künftig auf sich achtsamer seyn wird.“

Malchen. Aber nun möchte ich doch wissen, wer diese Bemerkung über mich unter diesen dreyen gemacht hat?

Herr Weinhold. Allen, allen dreyen ist das von Malchen aufgefallen, und mir nicht weniger. Dieses Urtheil also, gutes Mädchen! muß ihnen um so mehr zur Warnung dienen, weil es nicht das Urtheil eines Einzigen war.

„Nun kommt Lebrecht an die Reihe,“ fuhr nach einer kleinen Pause Herr Weinhold fort. Dieser verzerrt sein Gesicht so ins Einfältige, daß, wer ihn sonst nicht kennt, ihn wirklich für einfältig halten sollte; und diese Verzerrung bildet nicht selten das, was die gemeinen Leute flennen, grinzen nennen. Dann kikkert er auch manchmal wieder, daß seine Stim-

me

me nicht die eines Menschen, sondern der einnes Lachvogels gleicht. Wir sind das nun öfters schon von ihm gewohnt, daher fällt uns nicht immer seine Verzerrung der Mienen, und der nicht selten weinerliche Ton seiner Stimme auf, was jeder bemerkt, der zum erstenmahl in seiner Gesellschaft ist. Vielleicht gab niemand auf ihn Acht, um ihn dieses verweisen zu können. Noch wäre es Zeit, sich das abgewöhnen zu können, noch ist sein Organ lenkbar genug; würde er aber älter werden, so könnte ihm dieses zu vermeiden schwerer und vielleicht gar unmöglich werden. Und dann, je älter er wird, desto mehr fällt das auf; denn Kindern hält man öfters zu gute, was man ihnen in reifern Jahren hoch anrechnet. Doch will ich meinen kleinen guten Freund nur darauf noch aufmerksam machen, daß er, indem er sich das abgewöhnen will, nicht ins Aengstliche und Schüchterne verfalle. Dadurch möchte sein Uebel noch ärger werden. Ich, gewiß einer seiner wärmsten Freunde, werde gewiß darauf Acht haben, und ihn zurecht weisen. Vielleicht glückt es

uns

uns beyden, daß wir diese kleine Unart abstellen, damit unser lieber Lebrecht eine artige Sitte mehr besitze, deren Mangel ihn von spitzfindigen Menschen manchen Verdruß machen könnte."

Lorenz. Gebt Acht, Freundchen! nun kömmts an mich.

Herr Weinhold. Richtig!

Lorenz. Und wissen sie wohl, daß ich es ihnen im Voraus sagen will, was man über mich urtheilen wird?

Herr Weinhold. Gut, so lasse hören, Lorenz! wir wollen dir es dann unpartheyisch sagen, ob du recht hast, oder ob wir nicht noch etwas hinzuzusetzen haben.

Lorenz. Das glaube ich wohl; denn wer erkennt seine Fehler ganz, und wer schmeichelt sich nicht, daß es nicht so arg seyn dürfte?

Herr

Herr Weinhold. Brav, lieber Lorenz! wer seine Fehler einsieht, hat schon den Weg zur Besserung angetreten. Nun lasse hören.

Lorenz. Erstlich muß ich ihnen gestehen, hat das Lachen für mich etwas ganz eignes Angenehmes. Bisweilen schmeckt mir ein Leckerbissen nicht so gut, als wenn ich mich recht auslachen kann, und ich bin manchmahl böse auf mich, daß ich nicht so viel lachen kann, als ich wohl möchte.

Herr Weinhold. Ob nicht Lorenz schon allzu viel gelacht hat? Denn, wer über alles lachen kann, und über alles lacht, da kann es endlich nicht anders kommen.

Lorenz. Glauben sie mirs ernstlich, Herr Weinhold! oft schon habe ich mir es vorgenommen, du willst an dich halten, willst nicht über Kleinigkeiten lachen, willst dir das nur einen Tag zum Gesetz machen, vielleicht wirst du über dich Herr; und so fest ich mir das vorgenommen hatte,

husch,

husch, war wieder etwas Lächerliches bey der Hand, und ich hätte mich halbtod lachen mögen. Wie ich mich ausgelacht hatte, wurde ich freylich böße über mich, daß ich so schlecht Wort gehalten hatte.

Herr Weinhold. Nur Geduld. Auf einen Schlag fällt kein Stamm. Wirst du so fortfahren, so wird dir es gelingen.

Lorenz. So habe ich auch die Unart an mir, daß mirs, wenn ich lachen muß, durch alle Glieder fährt. Ich will mir den Mund zuhalten, und wie der Blitz sperr ich ihn wieder sperrangel weit auf; ich will das laute Lachen verbergen, beiße die Lippen zusammen, und wenn ich denke, ich habe sie noch so fest bey einander, so fahren sie mir schnell auf, und ich schreye schon wieder laut auf. Ich fahre mit den Armen in die Luft, und hebe die Beine dazu hoch auf, wenn ich sitze. Und wenn ich mir die Arme, wenn ich mir die Beine binden lies, wer weiß ob ich sie nicht von einander reissen würde. Das hat sich zwar etwas gegeben.

denn vor einigen Wochen hätte ich den Hals brechen können. Ich sitze auf einem etwas wacklichten Stuhl; es wird eine erzkomische Schnurre erzählt; ich fahre mit meinen Beinen in die Höhe; der Stuhl fällt, und ich rücklings nach. Ey, ey, da gabs aber auch ziemlich blaue Flecke. Daß mir nun das nicht wieder so ergehen möchte, da habe ich mir immer mehr und mehr alle Mühe gegeben, und auch heute habe ich es nicht vergessen wollen; ob ich gleich auf der blosen Erde saß, folglich nicht so fallen konnte, wie jüngst; aber ich wollte nicht wieder zu meiner alten Gewohnheit zurückkommen, denn das weiß ich schon, was ich mir einmahl wieder erlaube, das erlaub ich mir immer wieder. Das rechte Bein hab ich ziemlich zum Gehorsam gebracht; aber das Linke ist ein wahrer Starrkopf; und wenn ich gleich sage, du sollst nicht, so ists doch den Augenblick wieder in die Höhe. Das habe ich heut gemerkt; und ich denke, sie alle werden es bemerkt haben.

Herr Weinhold. O ja! die Arme flogen auf; der Mund that sich sperrangel weit von ein-

einander; du schriest, und das linke Bein war ziemlich vorwärts gerathen; dachte daher auch immer, du würdest rücklings fallen. Indessen freut mich deine Offenherzigkeit eben so sehr, als deine Aufmerksamkeit über dich selbst. Alle diese Unarten, wenn du fleißig über dich wachst, wirst du dir sicher, aber freylich nur nach und nach abgewöhnen. Nur hüte dich, daß du nicht in das Gezierte verfällst.

Lorenz. Darum ist mirs eben. Jüngst dacht ich wirklich, es am weitesten gebracht zu haben. Ich zwang mich außerordentlich, zwang mich in ein gravitätisches Ansehen, und lachte wirklich nicht. Da lachten die Andern, die mich sahen, über mich, und bedenken sie, sie sagten, ich säße da, wie der Herr Großpapa in meiner Puppen-Comedie.

Herr Weinhold. Ein Beweiß, daß Lorenz der guten Sache zu viel gethan hat.

Lorenz. Wie dächten sie, Herr Weinhold! Ich werde künftig immer noch so viel la-

chen, wie zeither; aber, wie gesagt, ich werde nicht laut aufschreyen, der Mund soll nicht mehr aufgesperrt werden, die Arme sollen in ihrer gehörigen Lage, und da bleiben, wohin sie gehören, also nicht in die Luft. Und die Beine, ich will nicht Lorenz heißen, die Beine sollen mir Gehorsam leisten. Aber das Lachen mir ganz abzugewöhnen, nein das kann ich, das will ich nicht. Wer öfters und gern lacht, der soll ein heiteres, aufgeräumtes Temperament haben; und wenn ich in der Welt nicht heiter und vergnügt seyn sollte, so möchte ich lieber nicht leben.

Herr Weinhold. Recht gut und wahr! Und der Himmel lasse dein Leben immer so sorgenlos seyn, daß du dieser deiner Neigung nachhängen kannst. — Nun zu unserer lieben Auguste — Wißt ihr wohl, daß ihr der Kranz gebührt? Jedes von Euch sollte mir seine Meynung sagen, was ihm am Andern, wenn er lachte, auffiel; und siehe da, alle sagten: „sie hätten nichts an ihr gefunden, das zu tadeln wäre, wenn sie lachte.“ Und ich selbst muß es ihr zugestehen, daß sie mit

nichts,

nichts, mit keiner Gebehrde den Wohlstand beleidigte. Ich fordere euch auf, ihr nachzufolgen, und das Beyspiel, das sie euch giebt, nachzuahmen. Sie ist ganz gelassen, nimmt Theil, vollen Antheil; ihr Auge ist heiter; ihr Mund zieht sich nur ganz sanft, und wenn sie lacht, schreyt sie nicht, man hört nicht einen lauten Schrey, kein Kickern; ihre Mienen nur drücken aus, was sie empfindet.

„Aber," wendete Malchen ein, „ich glaube, Auguste verstellt sich. Ihr Gesicht hat gelacht, aber ihr Herz —"

„Und was ist die Ursache, der Grund, warum Malchen das glaubt?".

Malchen. Ich weiß, daß Augusten das Geschichtchen, so sie, lieber Herr Weinhold, erzählten, noch eher bekannt war, als mir, und doch that sie — dabey, als ob es ihr neu sey. Ich will nicht fürchten, daß sie mich eine Lügnerin schelten soll.

Auguste. Nein, ich schelte dich keine Lügnerin; das Geschichtchen war mir bekannt; bey alledem hast du aber doch unrecht. Ich lachte über das Geschichtchen nicht; aber die Art, womit es uns Herr Weinhold erzählte, machte mir es gleichsam wieder neu. Viele Menschen erzählen wirklich sehr lächerliche Dinge; aber weil es ihnen an der lebendigen Art fehlt, uns die ganze Scene mit den treffendsten Farben vorzustellen, so lächeln wir nur; ein Andrer erzählt das Nehmliche, und da wird es einem doch so lebhaft, als wenn alles vor unsern Augen vorgieng; da hört man die Leute, die in dieser Erzählung vorkommen, wirklich sprechen, da sieht man sie handeln, so deutlich sind Worte und Gebehrden dargestellt.

„Auguste hat Recht!" riefen Lorenz und Lebrecht aus; sie soll uns zum Muster dienen; wir fehlen nicht, wenn wir uns nach ihr bilden."

„Wer weiß, ob eins von uns so herzlich gelacht haben würde, wenn uns das Malchen erzählt

zählt hätte, was wir von Herrn Weinhold hörten," sagte Lebrecht.

„Wohl wahr," erwiederte der kleine Lorenz. „Malchen erzählt uns immer etwas, aber noch nie bin ich vom Stuhl gefallen. Sie lacht nur immer selbst am meisten dabey, und jüngst schimpfte sie mich einen Dummkopf, als ich nicht mitlachen wollte. Und in andern Fällen laß ich mich gewiß nicht einmahl, geschweige denn zweymahl nöthigen."

„Bst! Bst! ich höre es gar nicht gern, wenn sich Kinder einander Vorwürfe machen. Ich will es euch nun selbst überlassen, wie ihr euch in Zukunft benehmen werdet, wenn ihr etwas Belächenswerthes höret. Ihr wißt worinnen ihr fehlet, und es stehet nun bey euch, ob ihr eine gute Eigenschaft mehr oder weniger haben wollet."

8.

Bleibe nicht in einem fremden Zimmer, wenn du dich allein darinnen befindest.

Diese Regel war dem kleinen Albert so oft gegeben worden, aber immer vergaß er sie. Es war ihm zeither gelungen, daß man es, fehlte er dawider, nicht so hart geahndet hatte. Aber endlich war der Zeitpunkt da, wo er es einsehen lernte, daß er besser gethan haben würde, wenn er die mannichfaltigen Warnungen nicht so gleichgiltig behandelt, und gefolgt hätte.

Er wurde zu Herrn Mahler geschickt, um für seinen Vater etwas abzuhohlen. Albert klopft an die Thüre des Zimmers, ein-, zwey-, dreymahl. Er hört nicht, daß jemand ein Herein! ruft; auch kömmt niemand an die Thüre, um zu sehen wer da sey.

seyn. Er öfnet also die Thüre und geht ganz ohne Sorge in das Zimmer.

Keine Seele war darinnen. Wär er nun klug gewesen, so wäre er wieder herausgegangen; aber nein. Er sah auf einem Tische, der mitten in dem Zimmer stand, mancherley schöne Kupferstiche liegen. Ein anderer wohlgezogener Knabe würde gedacht haben: das mögen wohl recht schöne Kupferstiche seyn, wäre der Besitzer dieses Zimmers zugegen, du würdest ihn bitten, daß er dir es erlaube, sie ansehen zu dürfen. Da das nun aber nicht ist, so mag sich deine Neugierde so lange beruhigen, bis sich einmahl eine bessere Gelegenheit dazu zeigen wird.

Aber was that Albert? Er dachte nicht daran, daß sehr leicht jemand dazu kommen, und ihm über seine Neugierde einen Verweiß geben könnte. Darum gieng er so ganz keck an den Tisch, und störte unter den Bildern und andern Sachen herum, die zuvor wohlgeordnet da lagen, wenn es gleich unserm Albert nicht so vorkam. Der Be-

sitzer hatte seine Ursachen, warum er das eine hierher, und ein andres wieder dorthin gelegt hatte. Albert sah das für keine bestimmte Ordnung an, und glaubte, daß es völlig einerley seyn könne, wie er die Sachen wieder hinlegte.

In einem Winkel des Zimmers lag ein Budel. Der knurrte bald mehr, bald weniger. Er war vermuthlich dazu abgerichtet. Und da sich nun Albert an dieses Knurren nicht kehrte, wodurch ihn vermuthlich der Budel warnen wollte, so fuhr er mit einemmahl aus seinem Winkel hervor, und Alberten auf den Hals. Der Budel biß zwar den Knaben nicht, aber er hielt ihn doch so fest, daß er nicht von der Stelle weichen konnte. Was Albert schrie! und was er für ein ängstliches Gesicht machte! da er sich in der Gewalt des Budels sah, das will ich euch gar nicht beschreiben.

Herr Mahler hörte das Gekreisch. Die kleine artige Julie hatte ebenfalls einen Antrag an ihn von ihren Eltern gehabt, war aber wieder

weggegangen, als ihr niemand zugerufen und die Thüre geöfnet hatte, wie sie einigemahl angepocht hatte, und hatte sich nach Herrn Mahler bey einigen von seinen Leuten erkundiget. Herr Mahler kam also mit Julien, öfnete die Thür des Zimmers, woher das Gekreisch des Knaben tönte. Und nun könnt ihr euch den Anblick denken, als er Alberten sah, wie er von dem alten Phylax festgehalten wurde, und wie der Pudel nicht eher loslies, bis er den Befehl von Herrn Mahler dazu erhielt.

„Ey, ey, mein lieber Albert," sagte Herr Mahler, „sie sind gewiß allein im Zimmer geblieben!"

Und Albert noch kaum sich von seiner Angst erhohlend gestund es ein.

„Noch mehr!" fuhr Herr Mahler fort: „sie müssen in meinen Sachen umhergestört haben, denn sonst bleibt mein Phylax wohl ruhig."

Albert log, und sagte, so wie er nur in das Zimmer getreten sey, wäre der Hund auf ihn losgesprungen.

„Glaub ich ihnen alles," erwiederte Herr Mahler, „so glaube ich ihnen dieses nicht. Mein

Phylax ist ein Kinderfreund, und wenn er nicht gereitzt wird, so thut er gewiß nichts. Sonst, wenn ihn ja ein Kind erzürnt, so knurrt er erst eine lange Weile."

Albert. Er knurrte auch, so wie ich ins Zimmer trat, aber wer konnte dieses Knurren verstehen, was er so eigentlich damit sagen wollte?

Herr Mahler (geht hin an seinen Tisch.) Ah, siehe da! Albert hat gelogen. Hier liegt kein einziges Blatt mehr, wie ich es hingelegt habe — manche davon sind sogar zerbogen. Niemand ist das gewesen, als Albert. Hier hilft kein Läugnen, die Wahrheit liegt am Tage. Es ist keine Seele weiter, als er in diesem Zimmer gewesen, das ich kaum vor zehn Minuten verlies.

Und Albert läugnete doch immer noch.

Herr Mahler. Gut denn; so sollen sie sogleich ein Pröbchen sehen, daß ich mich auf meinen Phylax verlassen kann. Ich weise ihn nur die Blätter, die sie in den Händen gehabt haben, er wird sie beriechen. Die sie nicht betasteten, wird er von denen unterscheiden, die sie betaste-

ten.

ten. Und bey denen, die sie angriffen, wird er freylich ihnen auf den Hals springen.

Jetzt fand es Albert doch für besser, die Wahrheit zu gestehen, als sich noch einmahl in die Gefahr zu begeben, der er so eben nur erst mit Mühe und Noth und mit tausend Aengsten entgangen war.

Herr Mahler hielt ihm eine sehr scharfe Strafpredigt, daß er so hartnäckig geläugnet habe, was er gleich hätte gestehen sollen. „Und dann," fuhr er fort, will ich es ihnen wohlmeynend zum letztenmahle rathen, daß sie, wollen sie jemand besuchen, oder sprechen, oder was sie sonst auszurichten haben, nie in ein Zimmer hineingehen, ohne anzuklopfen. Und haben sie angeklopft, und es erfolgt keine Antwort, oder man öfnet ihnen die Thüre nicht, so gehen sie zurück, suchen sie eins von den Dienstboten der Herrschaft auf, und fragen sie diese, die ihnen gewisse Auskunft geben werden. Bisweilen kann auch der Fall eintreten, daß sie eins der Dienstboten in ein Zimmer führen wird, weil die Herrschaft nicht gleich zugegen seyn kann, und man es für unanständig finden würde, sie auf dem Saale oder in dem Vorhause warten zu las-

sen. Dann verhalten sie sich ganz ruhig, bis man sie von hier wegruft, oder die Herrschaft selbst hier erscheint. Fänden sie die größesten Kostbarkeiten in diesem Zimmer, sogar Gegenstände, die sie in ihrem Leben nicht gesehen hätten, und die allerdings selbst eine edlere Wißbegierde rege machen könnten, so lassen sie sichs doch nicht gelüsten, etwas anzurühren, oder von seiner Stelle wegzunehmen. Glauben sie nicht, es müsse unentdeckt bleiben, weil sie alles wieder ordentlich hingelegt hätten. Viele Menschen haben eine eigene Weise ihre Sachen zu ordnen; haben ihre kleinen, unbedeutenden Kennzeichen, worauf Andre gar nicht achten können, und die denn auch das Geheimnis so leicht verrathen, sobald sie nur im mindesten von ihrer Stelle wegbewegt worden sind. Und wenn auch dieses nicht wäre, wie bald kann man überrascht werden? Wie dann? Erscheint man nicht in einem sehr nachtheiligen Lichte? Verlassen sie ja das Plätzchen nie, wo sie standen, oder saßen, und das ihnen angewiesen wurde, als man sie verlies, und denken sie immer an meinen Phylax, wenn sie in einem fremden Zimmer allein seyn."

Albert

Albert soll wirklich den Wylax nie vergessen und diese Unart, in fremde Zimmer hinein zu gehen, darinnen zu verweilen, und alles, was ihm behagte, zu betasten, von der nehmlichen Stunde an abgelegt haben.

Ich will meinen jungen Lesern noch eine wahre Geschichte erzählen, wie ein junger Mensch erstaunend vielen Verdruß litt, weil er ebenfalls die Unart an sich hatte, sogleich in die Zimmer zu gehen, wenn er angeklopft hatte, ohne darauf zu achten, ob jemand darinne sey oder nicht.

Ein junger Studirender in L.. hatte in einem vornehmen Hause freyen Zutritt, er mochte kommen, wenn er wollte. Als er eines Tages von dieser Erlaubniß Gebrauch machte, klopfte er zwar an die Thüre des Zimmers, gieng aber auch sogleich hinein, und fand keine lebendige Seele darinnen. Ein Tisch stand da, worauf einige hundert Thaler in mancherley Münzsorten aufgezählt lagen. Es dauerte wohl eine Viertheilstunde, eh der

der Herr des Hauses aus einem Nebenzimmer kam. Er bat den jungen Mann um Verzeyhung, wenn er ihm heute keine Gesellschaft leisten könne, weil er einen vorzüglich starken Posttag habe. Der junge Mann empfahl sich wieder. Sogleich zählt der Kaufmann sein Geld durch, um es einzupacken, und wieder fortzuschicken. Mit Erstaunen wird er gewahr, daß ihm zwanzig Thaler an der Summe fehlen. Er war seiner Sache zu gewiß, als daß er sich verzählt haben könnte; doch zählte er die Summe von neuem, und die zwanzig Thaler fehlten und fehlten. Er fragt seine Gattin, ob sie in dem Zimmer gewesen sey. Und die Frage wurde mit Nein von ihr beantwortet. Er läßt alle seine Dienstboten vor sich kommen, hielt eine genaue Untersuchung, und keins wollte in dem Zimmer gewesen seyn. Da fiel es dem guten Manne schwer aufs Herz: Mein Gott, argwohnte er, nun kann niemand der Dieb, als der junge Mann seyn, den ich so ganz allein in meinem Zimmer fand.

Und von nun an ward sich seine Gesellschaft verbeten. Ihm geradezu seinen wahrscheinlichen Verdacht zu erkennen zu geben, hielt man nicht ganz für thunlich; man gab es ihm daher etwas verblümt zu verstehen, daß er sich der fernern Besuche überheben möge.

Die Herrschaft schwieg zwar von der Geschichte; aber das Gesinde schwieg nicht davon, so sehr ihm auch die Herrschaft Stillschweigen auferlegt hatte. Man flüsterte sich es einander ins Ohr; und das, was ein Geheimniß bleiben sollte, wurde laut und offenbar. Zwar sagt es niemand dem jungen Menschen ins Gesicht: „Herr, sie sind der Dieb;" aber es fielen so mancherley Reden, die einem edlen Herzen empfindlich und anzüglich seyn mußten.

Endlich konnten es einige seiner Freunde nicht über das Herz bringen, und entdeckten ihm alles, was sie gehört hatten. Das mußte er zwar eingestehen, daß er ganz allein im Zimmer gewesen sey, aber er betheuerte seine Unschuld. Die ihn näher kannten, glaubten ihm,

schenkten ihm ihr Mitleiden und suchten ihn überall zu rechtfertigen, wo von dieser verdrüßlichen Sache gesprochen wurde.

Er selbst schrieb an die Familie, die ehedem so freundschaftlich ihn aufgenommen hatte, vertheidigte unter den heiligsten Versicherungen seine Unschuld. Man beantwortete seinen Brief mit der größten Artigkeit, aber doch mit einer Kälte, die seinem Herzen wehe that.

„Ach Gott!" seufzete er: „wie hart wird die Freyheit, die ich mir erlaubte, bestraft. O, warum gieng ich, warum blieb ich in einem Zimmer, wo so viel Geld lag, und niemand, außer mir, gegenwärtig war!

Er zog sich das so zu Herzen, daß er in eine Krankheit verfiel, die ihm beynahe das Leben gekostet hätte.

Nach einem halben Jahre ereignete sich in dem nehmlichen Hause ein neuer Diebstahl. Diesesmahl ward der Dieb auf der Stelle ertappt: es war der Bediente, dessen Treu und Ehrlichkeit man nie in Verdacht gezogen hatte. Sein Herr

drohete

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Claudius, Georg Carl,

Erste Bildung der Kinder für den geselligen Umgang

Bd.: 2

Leipzig 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Päd.113#2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11302180-5